S 4.—
DM 1.—, SFr. 1.—

FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

REDAKTION: FRIEDRICH HANSEN-LOEVE · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA · FRIEDRICH TORBERG

. JAHR WIEN · MÄRZ · 1954 HEFT 3

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture", einer internationalen Organisation, deren Hauptsitz sich in Paris befindet und in deren Rahmen auch die Zeitschriften PREUVES (französisch), ENCOUNTER (englisch) und CUADERNOS (spanisch) publiziert werden. Mit andern Organisationen als dem Internationalen „Kongreß für die Freiheit der Kultur" steht FORVM in keinem Zusammenhang.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. B 30-4-66. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit" Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Alfred Korn. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 4.— (Deutschland DM 1.—, Schweiz Sfr. 1.—). Abonnementpreis: halbjährig S 20.— (DM 5.—, Sfr. 5.—), ganzjährig S 40.— (DM 10.—, Sfr. 10.—).
Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto Forum - F 1618. Im Inland auch durch Posterlagschein.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beilag.

INHALT

Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM
Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion

FRIEDRICH FUNDER

Die große Alternative

Es war ein geistreiches Wort Marcel Thiébauts, in der Natur von Massenerhebungen, wie es große Kriege und Revolutionen sind, liege es, Hierarchien des Zornes und des Grimmes hervorzubringen, aber wenn dann diese Perioden des Heroismus und der Räubereien vorüber seien, dann bahne sich eine Differenzierung, eine Gruppenbildung an, also gewissermaßen eine Verteilung des schweren Gewölkes, wie nach einer düsteren Regenzeit; und dann beginne in Frieden Glück und Kultur wieder zu blühen. — Wir in Österreich haben manche Merkmale der ersten Periode, die Thiébaut ersah, den Heroismus der Gefängnisse und der Blutgerüste der Gestapo, hinter uns, aber die zweite Periode, da das dunkle Gewölk des Firmamentes sich zerteilen soll, die Stunde des Aufbruchs zum Frieden, scheint noch fern. Es sei hier nicht die Rede von den politischen Erscheinungen und den dunklen endlosen Hohlwegen der Staatsvertragskonferenzen. So atemberaubend ihr Verlauf zuweilen gewesen war, so stellten doch die hervortretenden Tatsachen nur den Reflex von Kräften dar, die viel tiefer liegende Ursachen haben, als Auseinandersetzungen über ein grundverdorbenes Konzept.

Wie ist die heutige Situation beschaffen? Der Abstand der Gegenwart von der Vergangenheit vergrößert sich mit Riesenschnelle. Schaut man nur zurück bis zu dem Eingang der zweiten österreichischen Republik, so erscheint die Strecke, welche seitdem die Menschheit zurückgelegt hat, größer als jene, die uns von dem Zeitalter Goethes, wenn nicht gar von jenem des Hugo Grotius trennt. Es ist, als wenn wir jäh in eine völlig neue Lebensart und Kultur versetzt worden wären, in eine Verwandlung, deren Fortgang noch rätselhaft und deren Segnungen nicht zweifelsfrei sind. Die Cäsur, in die wir geraten sind und die uns zuweilen mit einem Schrecken wie bei einem Einbruch in eine Gletscherspalte umfängt, diese Cäsur schneidet noch unendlich tiefer ein, als es die Machtverschiebungen unter den Menschen erkennen lassen. Schon redet man von einem voruranischen Zeitalter und nennt das unsere das uranische, an dessen Beginn wir stünden. Denn etwas Unermeßliches ist geschehen. Noch nehmen wir es mit unseren Sinnen nicht wahr, sind geneigt, es für etwas Phantastisches zu halten, an das man nicht zu glauben brauche, und doch ist es wahr, das zuvor Unvorstellbare: daß der Mensch, ein Einbrecher in die streng behüteten Geheimkammern der geschaffenen Natur, im Begriffe steht, entweder unerhörte Reichtümer und Fortschritte oder Unheil ohne Grenzen aus dem entdeckten Geheimnisse zu schöpfen. Ja, wenn uns Gott verläßt, und wenn wir zu Narren werden und die errungene Herrschaft über die bisher gefesselte Naturmacht mißbrauchen, dann wird einer vielleicht mit den titanischen Gewalten, vor denen alle Wasserkräfte der Erde ein matter Hauch werden, den Erdball in die Luft sprengen. Aber nicht ein physikalisches oder ein politisches Problem ist dabei das Wichtigste. Vielmehr im höchsten Maße eines, dessen Lösung davon abhängt, welchen Weg wir gehen, den der Philosophie des autonomen Menschen, der keiner höchsten und unwandelbaren Gerichtsbarkeit untersteht, den Weg der Weltvergottung und der von ihren Siegen in die Materie trunken Gewordenen, die von der Superbia der gestürzten Engel befallen worden sind, oder den Weg zu einer sittlichen, in ewigen Gesetzen verankerten Ordnung, die allein die Kraft geben kann, die gefahrvollen Versuchungen des angebrochenen Zeitalters zu meistern.

Schwer lastet heute auf der Menschheit diese Alternative. Nie zuvor haben die lebenden Generationen eine ähnliche Bangigkeit empfunden. Bezeichnend genug, daß sich um sie eine neue Philosophie entwickelt hat. „Die jüngst vergangenen Jahre" (schrieb Albert Camus in seinem „Jahrhundert der Angst")

haben etwas in uns getötet: das alte Vertrauen des Menschen zu ch selbst. Es ist tot. Der lange Dialog der Menschheit ist zu nde — und ein Mensch, mit dem man sich nicht auseinander-tzen kann, ist zu fürchten." So muß der Mensch wahrnehmen, aß das irdische Dasein, das Dilettanten der Weltweisheit ent-otten möchten, einen verzweifelten Aspekt gewinnt, polarische iegensätze einander nähergebracht sind und trotz aller Erleb-isse eine Verabsolutierung der Begriffe von Staat und vom echte des Staates sich vollzieht, der beansprucht, den gesamten rivaten Lebensbereich des Menschen, seine Erziehung, seine he, seine Familie, zu formen. Diese Krise befällt eine Mensch-eit, in der große Massen den geistigen Urgrund verloren haben, er das Abendland gestaltete, sodaß eine tiefe geistige Spaltung ie Menschheit trennt. Nur selten dringt über die tiefe dunkle chlucht, die sie scheidet, der Ton einer Glocke.

Soll es, darf es so bleiben? Werden wir zu einer neuen Ordnung infinden? In diesem Entscheid wird inbegriffen sein die Antwort, ob die Irrlehre weiter Bestand haben soll, daß die Macht alles sei und das Recht bestimmt werde allein durch menschliche Autorität; daß Freiheit und Würde der Persönlichkeit nichts darstellen; daß es für das Recht der Völker wesentlich sei, wer die größere Zahl der Quadratmeilen, der Flugmaschinen, der Apparaturen des Fernsehens, der meisten Geheimwaffen zur Massenvernichtung gottgeschaffener Kreatur besitze; und weniger wesentlich, auf welchen geistigen Werten die menschliche Gesellschaft aufbaue.

Um die rechte Antwort muß gekämpft werden. Dafür sind die gesunden sittlichen Kräfte der Völker aufzurufen.

STAATSRAT DR. FRIEDRICH FUNDER, Nestor und Mentor der österreichischen Publizistik, einstmals als Chefredakteur der „Reichspost" und heute als Chefredakteur der „Furche" ihr führender katholischer Exponent, hat im Vorjahr den I. Band seines groß angelegten Memoirenwerkes „Vom Gestern ins Heute" veröffentlicht.

GLOSSEN ZUR ZEIT

„MACHT DOCH KEIN THEATER!"

betitelte sich das Programm einer West-erliner Kleinkunstbühne, dessen Premiere m gleichen Tag stattfand, an dem die vier ußenminister zu konferieren begannen. Sie eßen sich dadurch von ihrem Theater atürlich nicht abhalten, und wer sich bei hrasen wie „Bühne des Lebens" oder politische Bühne" noch etwas denkt, der 1ag es weiterspinnen und z. B. ein über-aschend gutes Ensemblespiel auf der west-chen Seite feststellen oder die völlig über-aschungslose Monotonie, mit der der sowjeti-che Protagonist seine Rolle interpretierte. mmerhin war das Theater doch auch zu twas gut. Es hat die russische Haltung gegen-iber Österreich bis auf weiteres geklärt und s hat einer bestimmten österreichischen Hal-ung (die sich weiß Gott und in noch viel tärkerem Maß auch außerhalb Österreichs indet) nun wohl endgültig den Garaus ge-nacht: jener nämlich, die den „Westen" ind den „Osten" als zwei unterschiedlose, n ihren Motiven und Zielsetzungen völlig leichgeartete Machtgruppen ansehen möchte, im sich mit möglichst gutem Gewissen für eine zu entscheiden.

Wenn es noch eines Beweises für die üble Demagogie dieser Haltung bedurft hat, dann vurde er in Berlin von der nicht minder üblen, icht minder demagogischen Haltung Molo-ows erbracht. Und die Reaktion der öster-eichischen Öffentlichkeit, ihrer Regierung, hrer Presse, ihrer Volksmeinung, müßten ihn ind seine Auftraggeber darüber belehrt iaben, daß er sein Beweis-Soll sogar weit iberzogen hat. Die Machthaber im Kreml vird das freilich weder überraschen noch tören, noch werden sie irgendwelche Konse-quenzen daraus ziehen. Sie erwarten ohnedies iicht, daß man sie liebt, und sie bemühen sich rst gar nicht darum. So sentimental sind iur Demokratien. Diktaturen ziehen die Angst ei weitem der Zuneigung vor. Dort allerdings, wo sie noch außenpolitischen Terrain-ewinn anstreben, können auch sie nicht änzlich auf die Sympathie des zu gewinnenden Terrains verzichten — das hat sich selbst is zum Kreml schon herumgesprochen und and seinen Niederschlag in den minimalen, jedoch mit gewaltigem Pomp in Szene gesetzten „Erleichterungen", die die sowjetische Besatzungsmacht dem österreichischen Volk im Lauf des vergangenen Jahres „gewährt" hat. Der Optimismus und die Bereitschaft zu Gegendiensten, die damals von mancher österreichischen Seite an den Tag gelegt wurden, hat sich in Berlin als ganz genau so übertrieben, voreilig und unbegründet erwiesen, wie man es bei ruhiger Betrachtung gleich damals voraussehen konnte. Es besteht indessen kein Anlaß zur Schadenfreude. All diese Leichtgläubigen haben eher auf Anteilnahme Anspruch, weil es eines gar so derben Schocks bedurft hat, um sie zu ernüchtern. Und jeder Gutgesinnte würde viel darum geben, wenn er ihnen statt dessen zu einem Erfolg der Berliner Konferenz gratulieren könnte. Leider besteht auch dazu kein Anlaß. Die Berliner Konferenz war ein Mißerfolg durch und durch, in allen Punkten ihrer Agenda, und am aufreizendsten im Punkt des österreichischen Staatsvertrags.

Nach einem unerschütterlichen Gleichgewichtsgesetz muß jedoch, was für den einen ein Mißerfolg ist, notwendig für den andern ein Erfolg sein. Man fragt sich vergebens: für wen? Für die Sowjetunion gewiß nicht. Sie hat ihre seit langem schwerste Propagandaschlappe erlitten, und sie hat sie sich obendrein selbst zugefügt. Molotow ist nach einem verhältnismäßig guten Start immer unsicherer und hilfloser geworden, und was er im Zusammenhang mit dem österreichischen Staatsvertrag zum besten gab, war der überhaupt kläglichste Abschluß, den er sich ausdenken konnte. Aber vielleicht hat er sich ihn gar nicht ausgedacht? Vielleicht ging die Unzahl der von ihm geschossenen Böcke auf Instruktionen aus Moskau zurück, wo ihm mit argem Vorbedacht Bockschützenhilfe geleistet wurde? Dann wüßte man wenigstens, für wen diese Berliner Konferenz ein Erfolg war: für Malenkov persönlich, der sich nunmehr eines seiner letzten namhaften Konkurrenten entledigen könnte, indem er ihn auf Grund seines Versagens in Berlin als langjährigen Agenten des Westens entlarvt. Wir bangen um die Gesundheit des Genossen Molotow.

DER LANGWEILIGE KRAULAND-PROZESS

ist der gleiche, der seit mehr als zwei Jahren mit Spannung erwartet worden ist, ein Prozeß gegen einen einstigen ÖVP-Minister und seine Mitangeklagten, der erste derartige Prozeß in der österreichischen Geschichte. Als er begann, gab es Leute, die befürchteten, daß an diesem Prozeß die Regierungskoalition zerbrechen werde; andere wieder wollten in dem Monsterprozeß eine entscheidende Wendung zur Säuberung und moralischen Sanierung unseres gesamten öffentlichen Lebens sehen. Aber bereits eine Woche nach dem Prozeßbeginn begann das öffentliche Interesse zu erlahmen. In den Zeitungen aller Schattierungen wanderten die Prozeßberichte immer weiter nach hinten, die Titel wurden immer kleiner, die Berichterstattung selbst immer summarischer. In Kaffeehaus und Straßenbahn konnte sich der aufmerksame Beobachter immer wieder davon überzeugen, daß der Bericht über den Krauland-Prozeß, der in der ersten Woche immer vor allen anderen Nachrichten gelesen worden war, jetzt meist überschlagen oder höchstens kurz überflogen wurde. Sogar unerwartete, fast als „sensationell" zu bezeichnende Wendungen, Zeugenaussagen und Widerrufe von Zeugenaussagen brachten und bringen nur ein vorübergehendes Aufflammen der Anteilnahme.

Woran liegt das? Gewiß einmal an der schwierigen rechtlich-wirtschaftlichen Materie, die durch die bedächtig-gewissenhafte Prozeßführung nur noch trockener erscheint. Wer den Prozeßbericht nicht aufmerksam von Tag zu Tag verfolgt und nicht über ein gewisses Maß von juristischen und nationalökonomischen Kenntnissen verfügt, der verliert allzu leicht den Faden und damit auch das Interesse. Zudem haben alle Parteien und Richtungen sehr bald einsehen müssen, daß sich der Prozeß zur parteipolitischen Auswertung kaum eignet, da bisher bereits fast jede Gruppe in irgendeiner Hinsicht belastet und bloßgestellt wurde, die beiden Koalitionsparteien ebenso wie der VdU; und auch den Kommunisten steht es schlecht an, jetzt ein System zu verurteilen, an dessen Errichtung und Nutznießung sie selbst in jenen Nach-

kriegstagen maßgeblich beteiligt gewesen waren. Die „Partitokratie", die Parzellierung von Staat, Allgemeingut und „herrenlosem Gut" nach 1945 werden täglich im Gerichtssaal bloßgestellt. Aber es gibt keine politische Kraft, die das schmutzige Wasser der Parteienwäsche auf ihre eigenen Mühlen lenken wollte, um die im Prozeß ans Tageslicht kommenden Fakten wirkungsvoll für sich auszunützen. Der Durchschnittsbürger fühlt sein im leidvollen Durchleben verschiedenster Regime begründetes Mißtrauen gegen die „Großkopferten" bestätigt und wendet sich gelangweilt ab — jedoch ohne sich dadurch zu einem totalitären Anti-Parlamentarismus verführen zu lassen, dessen keineswegs geringere, sondern viel ärgere Nachteile er nur allzu gut in Erinnerung hat. Die gewissenhaft-umständliche Prozeßführung scheint ihm immerhin die Gewähr dafür zu bieten, daß früher oder später die meisten Unregelmäßigkeiten und Unzukömmlichkeiten aufgedeckt werden und daß im Gerichtssaal tatsächlich Recht gesprochen wird. So daß als Fazit der ermüdenden Verhandlungen doch die Einsicht bleibt: besser ein langer und langweiliger Korruptionsprozeß, als kurze, dramatische Volksgerichts- oder Schauprozesse.

a. w.

MR. GALLUP IST NEUGIERIG

und schaut den Leuten nicht nur aufs Maul, sondern auch in die Wohnungen, in die Küchen, in die Brieftaschen und ins Parteibuch. In Dänemark hat er den Leuten in die Brieftasche *und* ins Parteibuch geschaut. Das Jahr 1953 bot mehrfachen Anlaß zu solchen Indiskretionen. Dreimal ging in diesem Jahr das dänische Volk zu den Wahlurnen: im April wurde das Volksting gewählt, im Mai wurde über die Verfassung abgestimmt, im September folgte die Reichstagswahl. Die Gallup-Leute hatten also wirklich viel zu tun, als die große konservative Tageszeitung „Berlingske Tidende" erfahren wollte, wie die Parteien des Landes sozial und politisch zusammengesetzt seien. 17.000 bis 18.000 Leute mußten aus- und dann aufgesucht werden. Wie es bei solchen Befragungen meist zu geschehen pflegt, gab auch diesmal wieder ein Viertel der Befragten keine Auskunft über ihre politische Zugehörigkeit; etwa 8% verweigerten jede Aussage.

Soweit der getroffenen Repräsentativauswahl zu trauen ist, zeigt die dänische Sozialdemokratie, was die Verteilung nach Geschlecht und Alter angeht, das stärkste Gleichgewicht. Bei den Konservativen überwiegen die Frauen, bei den Linksradikalen, beim Rechtsverband und bei den Kommunisten die Männer. Der Rechtsverband vereinigt die meisten jungen Wähler; dagegen gehören die kommunistischen Wähler den mittleren Altersgruppen an: 4% sind über 65, 27% zwischen 50 und 64, 46% zwischen 35 und 49 und nur 23% zwischen 25 und 34. Wenn man den Aufbau der einzelnen Parteien nach Berufsgruppen übergeht, so bleibt noch die Aufschlüsselung nach den Einkommensverhältnissen. Hier brachte die Gallup-Untersuchung die interessantesten Ergebnisse. Es zeigte sich, daß die Vorstellung von den Kommunisten als einer Gruppe, die ihre Dynamik aus dem sozialen Unrecht bezieht, falsch ist. Im ökonomischen Mittelstand finden sich nämlich prozentmäßig mehr Kommunisten als Sozialdemokraten. Die Einkommengruppe von 10.000 bis 15.000 Kronen im Jahr hat mehr Kommunisten als Rechtsstaatsanhänger und Linksradikale.

5% der Kommunisten verdienen unter 3000 Kronen im Jahr; 7% zwischen 3000 und 5000, 13% zwischen 5000 und 7000, 44% zwischen 7000 und 10.000, 21% zwischen 10.000 und 15.000, 3% zwischen 15.000 und 20.000, 1% über 20.000 und 6% zahlen Vermögenssteuer . . .

Diese Zahlen beginnen aber erst zu sprechen, wenn man sie mit den Einkommensverhältnissen bei den sozialdemokratischen Wählern vergleicht. Die Sozialdemokraten haben nur 37% in der 7000—10.000-Gruppe, nur 14% verdienen zwischen 10.000 und 15.000, nur 1% zwischen 15.000 und 20.000. Und mehr als 20.000 Kronen verdient kein einziger ihrer Wähler . . .

Wohlhabende aller Länder — vereinigt euch!

DEN DESPOTISMUS

soll man bekämpfen, wo man kann, aber nur dort. Wer ihm Sachen nachsagt, die nichts besagen, redet an der Sache vorbei und verwirrt die Zuhörer. Auch dem leibhaftigen Unrecht nämlich kann man unrecht tun, indem man ihm etwas zuschiebt, für das es nichts kann. Aber das Unrecht kann dann mit einem fatalen Schein von Recht behaupten, daß ihm unrecht geschehe, und gerade so ein Schein von Recht trügt die Leichtgläubigen am leichtesten. „TSCHECHISCHER SALONWAGEN EXPLODIERT" wäre selbst für den Fall, daß ein Salonwagen explodieren könnte, nicht als Schlagzeile geeignet, quer über die erste Seite eines Abendblattes. Denn das käme, selbst wenn es vorkäme, nicht vom politischen Druck in der Volksdemokratie, sondern nur vom Überdruck in der Dampfleitung. So etwas könnte also überall passieren. Die Schuld trüge der Zugsführer, nicht der Staatsführer. Aber es explodiert eben in so einem Fall gar nicht der ganze Salonwagen; es explodiert nur die Dampfheizung. Und es handelte sich um ein ganz gewöhnliches Gebrechen, nicht um eine Katastrophe, trotz den sinnlos vergeudeten Katastrophenlettern. Wenn es nun zum Schluß heißt, das „Wrack des Salonwagens wurde nach Prag zurückgebracht, *wo eine Untersuchung stattfindet*", so ist auch das ein Hieb, der danebengeht. Denn selbstverständlich müssen die Ursachen eines Unfalls untersucht werden. Alles andere wäre nicht etwa ein Zeichen von Demokratie, sondern von Schlamperei.

Ein Unfug kommt jedoch selten allein. Direkt unter dem explosiven Aufmacher, der über alle vier Spalten ging, stand ein anderer, über drei: „RUSSENAUTO RAMMT 13er: 2 SCHWERVERLETZTE." Publizistischer Elan gegen östliche Gewalt, einen Tag vor dem bereits gewissen Scheitern der Berliner Konferenz, ist durchaus am Platze. Nur stellt sich beim Weiterlesen leider heraus, daß die 2 Schwerverletzten Insassen des Autos waren und nicht der Straßenbahn . . .

Rammen (bzw. gerammt werden) kann nur, wer oder was dazu geeignet ist: ein Bock zum Beispiel, bzw. ein Schiff. Unter Umständen kann man auch kommunistische Aktionen rammen. Aber der Versuch, aus dem Lokalbericht eine Polemik zu machen, rammt sich selbst.

E. H.

ALS EICHEL-OBER

präsentiert sich auf den doppeldeutschen Spielkarten Wilhelm Tell, und jeder weiß vom „Schnapsen" her, daß ein Ober an sich noch kein besonderer Valeur ist. Erst die Paarung mit einem gleichfarbigen König macht ihn einen Zwanziger wert, im Atoutfall sogar einen Vierziger, und dann entscheidet er nicht selten den Erfolg des Spiels. So auch im Burgtheater, wo er genau im richtigen Moment ausgespielt wurde, näm lich kurz nachdem auf der Berliner Vierer konferenz der österreichische Staatsvertra nicht zustande gekommen war. Das stach Ein festlich gestimmtes, prominentes Publi kum — darunter, wie ein Festkritiker aus drücklich feststellte, auch Vertreter der Intel ligenz — benützte bei offener Szene jede An deutung, daß ein Volk lieber frei sei als nicht zu demonstrativem Applaus. Und weil im „Wilhelm Tell" von der Freiheit sehr häufi die Rede ist und keineswegs andeutungs weise, sondern mit jener markigen Direktheit auf die ein Freiheitsdrama schließlich Ge bühren hat, so wurde sehr häufig und marki applaudiert. Man hatte Ähnliches schon vor Jahresfrist mitgemacht, als im „Demetrius" die Anhänger demokratischer Mehrheits entscheidung mit denen des Verstandes zu sammenstießen, der stets bei wenigen nur gewesen ist. Diesmal klatschten so viel Richtungen gegeneinander, daß sie sich nich immer deuten und trennen ließen. Am sicher sten verhielt sich's mit dem Beifall für die Freiheit. Das war der Staatsvertrag. De Beifall für das Recht des Volkes war schon weniger klar — er mochte außenpolitisch gemeint sein und „Volk" mit „Österreich" gleichsetzen, oder parteigebunden und „Volk" mehr als „Opposition" auffassen. Den Bei fall für die Einigkeit gab es in zwei klar unterscheidbaren Ausfertigungen, wobei die zweite dem heim aus dem Reich gekehrten Expräsidenten der Nazi-Schauspielerkammer galt, unmißverständlich, die braune Liesel kenn' ich am Geläut. Und der Abgangs applaus, der dem habsburgischen Landvogt zuteil wurde, muß wohl eine monarchistische Demonstration gewesen sein. (*Keinen* Beifall erhielt Konrad Hunn, einer der Teilnehmer des Gründertreffens auf dem Rütlikogel — rot-weißrote Markierung ab Endstation —, als er an den Schluß seiner Rede die Aufforderung setzte: „Helft euch selbst!")

Es war — nun einmal Hand aufs Herz, statt sie gegen die andre zu klatschen — es war ein bißchen peinlich. Gar so leicht sollte man sich das Problem der Freiheit, ja sogar den Wunsch nach ihr, nicht machen. Und gar so leicht sollte die erste Bühne des Landes um die offenbaren künstlerischen Mängel einer Aufführung nicht herumkommen dürfen. Aktualität ist ein Zusatz, keine Ausrede, und selbst wenn ein Kunstwerk auf eine gegebene Situation „paßt", muß es ihr erst recht übergeordnet bleiben. Die Tell-Aufführung des Burgtheaters ist ein untergeordnetes Kunstwerk. Darüber täusche uns kein Applaus, der nicht ihr und nicht einmal ihrem Gegenstand gilt, sondern der Verdienstlosigkeit ihres Passens. Man stelle sich den sonst so gern herangezogenen Fremden vor, der seit Jahr und Tag in auswärts erscheinenden Berichten (auch in denen des hier gefertigten Berichterstatters) immer wieder zu lesen bekommt, wie unübertrefflich gut in Wien Theater gespielt wird — und der nun diese Tell-Aufführung erlebt, diesen elektrisierten Jubel. Er wird, weil er über den lokalen Wechselstrom zwischen Politik und Poesie vielleicht nicht auf dem laufenden ist, oder weil ihn im Theater ein mißglückter Staatsvertrag weniger kümmert als ein mißglückter Monolog — er wird verblüfft sein über den demonstrativen Mangel an Urteilsvermögen, den da ein vorgeblich großstädtisches Publikum an den Tag legt (und ein Großteil der Presse in Druck). Und er wird sich in die tiefste Provinz versetzt glauben, wo etwa eine Vorstellung von „König Lear" ihren lauten Erfolg daher bezöge, daß auch der dortige Bürgermeister so ein Pech mit seinen Töchtern hat.

Über die Aufführung selbst berichten wi an der üblichen Stelle.

Tbg.

BRUNO KREISKY

Nach der Berliner Konferenz wurde ich gefragt:

Warum spricht man immer von einem „österreichischen Staatsvertrag" und nicht von einem „Friedensvertrag mit Österreich"?

Als der zweite Weltkrieg ausbrach, gab es weder einen österreichischen Staat noch eine österreichische Regierung. Österreich befand sich daher mit keinem andern Staat im Kriegszustand und kann — so lautet die erste These — demgemäß auch keinen Friedensvertrag schließen. Da Österreich 1945 ein Bestandteil des Großdeutschen Reiches war, müsse es vielmehr — der zweiten These zufolge — durch einen staatsrechtlichen Geburtshilfeakt erst wieder zum selbständigen Staat gemacht werden.

Beide Thesen haben sich als vollkommen substanzlos erwiesen. So bediente sich die Sowjetunion bei allen Verhandlungen über den Staatsvertrag, zuletzt wieder bei der Berliner Konferenz, des Argumentes, daß Österreich eine Mitschuld am Kriege treffe und daß es hiefür Konsequenzen zu tragen habe, wie sie in einigen Artikeln des Staatsvertrages ihren Niederschlag finden. Die zweite These ist, wenn sie überhaupt jemals einen Sinn gehabt hat, durch die Entwicklung der Dinge ihres Sinnes beraubt worden. Österreich existiert innerhalb seiner praktisch unbestrittenen Grenzen seit 9 Jahren. Es hat in dieser Zeit einige Male sein Parlament gewählt und besitzt eine Regierung, die aus diesem freigewählten Parlament hervorgegangen ist. Es hat diplomatische Beziehungen mit den meisten Staaten der Welt aufgenommen und eine Unzahl von Verträgen geschlossen. Österreich hat die ironische Behauptung Christian Morgensterns, wonach „nicht sein kann, was nicht sein darf", erfolgreich widerlegt.

Das bisherige Nichtzustandekommen des Staatsvertrages hat unlängst den amerikanischen Außenminister Dulles zu der resignierten Bemerkung veranlaßt, daß man in Zukunft die Vergeblichkeit menschlichen Bemühens wahrscheinlich nicht mehr durch den Sisyphus der griechischen Sage, sondern durch die österreichischen Staatsvertragsverhandlungen charakterisieren werde.

Warum hat Österreich auf die Unterstützung des „Kurzvertrages" verzichtet?

Im Jahre 1949, als die Staatsvertragsverhandlungen wieder einmal in eine Sackgasse geraten waren, machten die Westmächte den Vorschlag, mit Österreich einen sogenannten „Kurzvertrag" abzuschließen, der statt aus den 59 Artikeln des Staatsvertragsentwurfes lediglich aus 8 Artikel bestehen sollte. Bei diesem Vorschlag handelte es sich praktisch um ein Räumungsprotokoll. Die österreichische Regierung erklärte ihre Zustimmung. Von sowjetischer Seite wurde in heftigster Weise gegen diesen sogenannten „Kurzvertrag" Stellung genommen und immer wieder erklärt, daß nur solche Verhandlungen, die den alten Staatsvertragsentwurf in unveränderter Form zur Grundlage haben, das österreichische Problem einer Lösung näherbringen würden.

Als die Sowjetunion im Sommer des vergangenen Jahres Österreich eine Reihe von Erleichterungen konzedierte und so aufs neue die Hoffnung entstehen ließ, daß man die eingefrorenen Staatsvertragsverhandlungen wieder auftauen könnte, haben zuerst die Bundesregierung und dann die Westmächte auf Forderung der Sowjetunion den Kurzvertragsvorschlag zurückgezogen.

STAATSSEKRETÄR DR. BRUNO KREISKY hat Außenminister Ing. Figl zur Berliner Viererkonferenz begleitet und dort gemeinsam mit ihm vor den Außenministern der Großmächte die Interessen Österreichs vertreten.

Bestand in Berlin für Österreich Grund zu Optimismus?

Die Sowjetunion hat die Einladung der Westmächte zu einer Viererkonferenz angenommen, offenbar um in jenen Ländern, die mit dem Problem der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft oder, richtiger gesagt, mit der Eingliederung Westdeutschlands in diese Gemeinschaft rangen, den Eindruck einer allmählichen Kursänderung der sowjetischen Politik zu erwecken. In der Tat rief die Haltung der Sowjetregierung überall in der Welt zaghafte Hoffnungen auf eine mögliche Verständigung unter den Großen hervor. Da es außerdem relativ einfach war, sich über Tagungsort und Tagesordnung zu einigen, entstand sogar ein gewisser Optimismus.

Die Berliner Konferenz sollte hauptsächlich drei Fragen behandeln:

1. die Einberufung einer Fünf-Mächte-Konferenz mit Einschluß des kommunistischen China;
2. die Frage der Vereinigung West- und Ostdeutschlands; und
3. den österreichischen Staatsvertrag.

Angesichts der Stimmung in den regierenden Kreisen Washingtons war man sich ziemlich klar darüber, daß die erste Frage, wenn überhaupt, nur mit starken Abänderungen des russischen Vorschlags positiv erledigt werden könnte.

Die zweite Frage, die Vereinigung Deutschlands, schien auch himmelblauen Optimisten kaum auf *einer* Konferenz lösbar zu sein. War man also bezüglich der Lösung des ersten Problems unsicher und bezüglich des zweiten eindeutig pessimistisch, so hielt man — zum Teil aus eben diesen Gründen — eine Lösung des dritten Problems, nämlich ein Zustandekommen des österreichischen Staatsvertrags, immerhin für möglich.

Man ging dabei von einer Annahme aus, die allerdings, wie sich zeigen sollte, einem westlichen „pattern of behaviour" entsprang. Diese für den Westen typische Grundhaltung rechnete damit, daß die Berliner Konferenz für Rußland doch nur dann einen Sinn haben konnte, wenn sie ein bescheidenes, aber weithin sichtbares Resultat ergab; und darunter stellte sich wohl niemand eine neuerliche Konferenz mit *noch* ungewisseren Voraussetzungen und *noch* schwierigeren Problemen vor.

Es gab also Leute, sogar viele und kluge Leute mit einem langen Leben voll politischer Enttäuschungen hinter sich, die zuversichtlich waren. In Österreich war man das im allgemeinen nicht, aber wir sind schließlich gelernte Pessimisten. Trotzdem konnte man sich nicht ganz von dem freimachen, was ich den Optimismus des Negativen nennen möchte. Als wir nach Berlin gerufen wurden, befand sich die Konferenz in einer wenig hoffnungsvollen Situation. Über die beiden ersten Verhandlungspunkte war auch nicht die Spur einer Einigung erzielt worden, und die allgemeine Auffassung ging dahin, daß das Berliner Vierertreffen nur noch durch die Lösung der Österreichfrage vor dem endgültigen Scheitern zu retten wäre. Damit erhielt diese Frage eine Bedeutung, die weit über das Maß hinausging, das dem Problem des Staatsvertrags auf Grund seines eigenen weltpolitischen Gewichts zukam.

Gab es in Berlin für die österreichische Delegation Überraschungen?

Es gab zwei, eine erfreuliche und eine enttäuschende. Erfreulich war die Haltung der Außenminister der drei Westmächte: sie akzeptierten die noch ausständigen fünf Artikel des Staatsvertrags unter Berücksichtigung der russischen Wünsche in wenigen Minuten und machten dadurch den Staatsvertrag un-

mittelbar unterzeichnungsreif. Enttäuschend war die Haltung der Sowjetunion, die von ihrem früheren Standpunkt — wonach nur der alte Entwurf in seiner bisher vereinbarten Form akzeptiert werden könne — abging und neue Bedingungen stellte.

Herr Molotow brachte abermals die Triester-Frage aufs Tapet, wenn auch mit einer recht wesentlichen Modifikation: er machte die Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrags nicht mehr von der Erfüllung des italienischen Friedensvertrags abhängig, der sich in einem Annex mit der Regelung der Verhältnisse im freien Territorium von Triest befaßt, sondern verlangte lediglich eine Entmilitarisierung des Gebiets von Triest.

Herr Molotow forderte weiters, daß in den Artikel 4 des Staatsvertrags ein Verbot militärischer Allianzen und Koalitionen sowie ein Verbot der Überlassung militärischer Stützpunkte an fremde Mächte aufgenommen werde. Seine nächste Forderung stand dazu allerdings in Widerspruch. Der Artikel 33, der vorsieht, daß 90 Tage nach Inkrafttreten des Vertrages alle fremden Truppen Österreich zu verlassen hätten, sollte nunmehr eine Änderung erfahren, die das Verbleiben der fremden Truppen in Österreich auf unbestimmte Zeit ermöglicht haben würde. Somit hätte der Artikel 33 genau das zur Folge gehabt, was im Artikel 4 ausdrücklich verboten war. Auch Herrn Molotow dürfte dieser Widerspruch klargeworden sein, denn er äußerte schließlich die Bereitschaft, sich in bezug auf Artikel 4 mit einer Erklärung der Bundesregierung zufrieden zu geben und forderte nur, daß diese im Zusammenhang mit der Unterzeichnung des Staatsvertrags protokollarisch festgehalten werde.

Waren die sowjetischen Änderungsvorschläge wirklich (wie Herr Molotow sagte) nur eine „sehr unbedeutende Ergänzung"?

Der Vorschlag des Herrn Molotow lautete wörtlich:

> *„Die Regierungen der USA, Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion werden das Recht haben, nach Inkrafttreten des Vertrages mit Österreich den Abzug ihrer Truppen vorübergehend bis zum Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland aufzuschieben."*

Versuchen wir nun die Aspekte dieses Vorschlags ins Auge zu fassen, wobei wir annehmen wollen, es handle sich um Länder und Mächte auf einem andern Erdteil. In der Mitte dieses angenommenen Kontinents befinde sich ein Land mit 7 Millionen Einwohnern, und zwar befinde es sich an einer sehr empfindlichen Stelle: in der Schnittlinie zweier Machtkonzentrationen, die außerdem auch noch an andern Stellen der Welt ihre Reibungszonen haben. Dieses 7-Millionen-Land soll nun verpflichtet werden, den rivalisierenden Mächten militärische Stützpunkte einzuräumen. Könnte man von diesem kleinen Land wirklich behaupten, daß es frei wäre? Es besäße nicht einmal die problematische Freiheit eines Pufferstaates. Es wäre wahrscheinlich nichts anderes als ein Manöverfeld der großen Rivalen.

Gehen wir einen Schritt weiter in unseren abstrakten Betrachtungen. Die militärischen Stützpunkte der großen Mächte in diesem kleinen Lande im Herzen des Kontinents bedürften ständiger Versorgung und Zufuhr. Ließe sich ernstlich denken, daß den Organen dieses kleinen Landes die Befugnis zugestanden würde, alle Truppenbewegungen und Materialtransporte der großen Mächte zu kontrollieren? Vielleicht theoretisch, in irgendeiner Vertragsklausel. Aber wie sähe das in der Praxis aus? Es müßte Korridore geben, Militärzüge mit heruntergelassenen Gardinen, bewachte und abgesperrte Bahnhöfe. Es gäbe noch vieles dieser Art. Nur eines gäbe es nicht: eine wirkliche Grenzhoheit des kleinen Landes.

Oder stellen wir uns vor, die Hauptstadt unseres Phantasielandes, die nur einige Dutzend Kilometer von den militärischen Stützpunkten der fremden Großmächte entfernt liegt, beherberge tatsächlich keine fremden Truppen mehr. Läge sie nicht immer noch in der Reichweite ihrer Geschütze? Und wäre eine Regierung, die sozusagen unter den Mündungen fremder Kanonen zu funktionieren hat, in ihren Entschlüssen wirklich frei?

Was würde man nun von den verantwortlichen Männern des betreffenden Landes halten, wenn sie, alle diese Gefahren ignorierend, dennoch bereit wären, dem Volk auf Jahre hinaus die schwersten materiellen Opfer aufzubürden — und obendrein auf die volle Verfügungsgewalt über einen seiner wichtigsten und kostbarsten Rohstoffe zu verzichten? Kann man von verantwortlichen Politikern, die in den letzten 20 Jahren täglich die Zeitung gelesen haben und wissen, was in der Welt rund um sie geschehen ist, wirklich erwarten, daß sie zugunsten einer völlig ins Dunkel gehüllten Zukunft einen Zustand aufgeben, der — wie unerfreulich und drückend er an sich sein mag — jedenfalls aus Erfahrung durchschaubar und in seinen Konsequenzen beurteilbar ist?

Es wäre ebenso naiv, einer Großmacht zu verübeln, daß sie groß und daß sie eine Macht ist, wie es töricht wäre, dem Wolf zu verübeln, daß er ein Wolf ist. Gerechterweise darf man aber auch dem Lamm nicht verübeln, daß es ein Lamm ist, und darf seine Weigerung, vom Wolf nur das Beste zu erwarten, nicht als unmotivierten Angstkomplex bezeichnen.

*

Ich glaube, daß die österreichische Delegation in Berlin und ihr Auftraggeber, die Bundesregierung, richtig gehandelt haben, als sie der „unbedeutenden" Abänderung, die Herr Molotow für den Artikel 33 des Staatsvertrages vorschlug, nicht zustimmten.

(OST-)BERLINER NATIONALLIED

Gesungen nach der Berliner Konferenz von Ulbricht, Pieck und Grotewohl. Dirigent: Molotow.

Seit Mongolen und Berliner
Umgewälzet jenes Reich,
Lachen wir der Jakobiner,
Denen wir an Taten gleich.

Wer mit Frankreich abgeschlossen
Einen Bund, begeht Verrat;
Doch Kirgisen als Genossen
Wählen — welche deutsche Tat!

Wo ein Rest der alten Größe
Noch sich regt und kommt zu Tag,
Töten unsre Rippenstöße,
Ach, der Pulse letzten Schlag.

Zehnmalhunderttausend Knuten
Haun im Notfall tüchtig drein,
Und Europa wird verbluten,
Wird unendlich ruhig sein.

Ach, wir schwelgen im Genusse,
Daß bereits zu dieser Frist
Jener vielgeliebte Russe
Unser nächster Nachbar ist!

Möcht er doch in kalte Steppen
Bannen uns — wir nehmen's an!
Möcht er unsre Kinder schleppen
Nach dem fernsten Astrachan!

Da er nichts tut als erobern,
Wird er uns nicht übersehn.
Gerne wird er seinen Lobern
Eine kleine Kette drehn.

Für verstandlos mögen Gecken
Uns verschrein und unsern Stand.
Fremden Speichel aufzulecken
Braucht man nicht so viel Verstand.

AUGUST GRAF VON PLATEN

(1832 als „Berliner Nationallied" im Zyklus „Polenlieder" erschienen.)

JÜRGEN VON KEMPSKI

Das kommunistische Palimpsest

PALIMPSEST: Pergamentschrift mit einem unter der beseitigten Schrift wieder sichtbar gewordenen älteren Text. *Duden*

Das kommunistische Manifest, das Marx und Engels der europäischen Bourgeoisie am Vorabend der Märzrevolution ins Gesicht schleuderten, beginnt mit den Worten: „Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des Kommunismus." Es stellt fest: die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Es umreißt die Leistung der Bourgeoisie: die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen, als alle vergangenen Generationen zusammen. Aber: die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden, um den von ihr erzeugten Reichtum zu fassen. Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst. Sie hat auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Überbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird. Die Kommunisten vertreten das Interesse der Gesamtbewegung in den verschiedenen Entwicklungsstufen, die der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft. Ihre Ideen sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung. Wohin wird diese führen? An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist. Darum: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Es gibt kein Parteiprogramm, das hinreißender wäre, das entschlossener die Konsequenzen aus einer großgedachten Anschauung der historischen Situation zöge, keines, das den ehernen Gang der Weltgeschichte sicherer malte. Keines freilich auch, das gerade dadurch in einen schärferen Widerspruch zur realen politischen Situation der eigenen Partei sich setzte, und keines wiederum, das nach 100 Jahren die Situation schärfer zu treffen schiene: ein *Gespenst* geht um in Europa . . .

*

Marx hatte eine Vision dessen, was im Kommen war. Das unterschied ihn von den Kommunisten seiner Zeit, die Wunschträume von kleinen Leuten hatten. Es ist müßig, das, was seither geschah, in die Vision hineinzuinterpretieren. Die echte politische Vision erweist sich nicht an dem, was sie prophezeit, ein Marx ist kein Nostradamus; sie erweist sich an dem, was sie ändert, an ihrer Wirkung, an der durch sie miterzeugten Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist da, wir finden sie im russischen Bolschewismus, aber auch im freiheitlichen Sozialismus mittel- und westeuropäischer Prägung. Wir haben folglich zu prüfen, wie weit diese beiden Formen des Sozialismus der Grundintention des kommunistischen Manifestes entsprechen. Aber hier kompliziert sich die Sachlage einigermaßen. Zwischen sie und das Manifest schiebt sich der Block des Marxschen Hauptwerkes: des „Kapitals". Auch dessen Verhältnis zum Manifest bedarf der Klärung.

Der Kommunismus russischer Prägung, der sich auch gern als Leninismus-Stalinismus bezeichnet, führt sich eindeutig auf das Werk von Marx und Engels zurück. Er beherrscht die kommunistischen Parteien fast aller Länder. Die „linken" und „rechten" Abweichungen brauchen uns hier nicht zu beschäftigen, auch ist es nicht sehr interessant, wie weit er zu Recht den Anspruch erhebt, orthodoxer „Marxismus" zu sein. Es steht hier wie fast stets mit den Ansprüchen von Orthodoxien, den Buchstaben und den Geist zu besitzen: Man hat von beidem einen Teil und den Rest liefert die parteiamtliche Interpretation.

Schwieriger ist das Verhältnis des gegenwärtigen Sozialismus zu Marx zu fassen. Immer noch erheben Sozialisten den Anspruch, Marx fortzusetzen. Eine Marx-Orthodoxie, wie sie noch Kautsky vertrat, gibt es im heutigen Sozialismus kaum mehr. Aber der „marxistische" Einschlag im Gewebe des sozialistischen Denkens, zumal in Deutschland, ist immer noch bedeutend genug.

Die Sozialisten haben energisch die wirtschaftlichen Forderungen in den Vordergrund geschoben. Es ist daher nicht ungerecht, von diesen auszugehen. Es gibt wirtschaftspolitisch drei im besonderen Maße erstrebenswerte Ziele: Vollbeschäftigung, stabiles Geld und freier Außenhandel. Man kann Gründe dafür beibringen, daß sich von diesen drei wünschenswerten Dingen stets nur zwei mit der Aussicht auf Dauer verwirklichen lassen. Die Sozialisten pflegen sich für Vollbeschäftigung und stabiles Geld zu entscheiden. (Daß Herr Hitler die gleiche Auswahl traf, sollte immerhin zu denken geben.)

In den Industrieländern, die nur wenig vom Kriege mitgenommen worden sind, also etwa in den Vereinigten Staaten, erscheinen die Voraussetzungen für den Übergang zum Sozialismus günstiger. Aber wie es in der Fabel des Phädrus heißt: welch ein schöner Kopf, nur schade, er ist aus Holz, so könnte man hier sagen: wie reif für den Sozialismus, nur schade, es fehlen die Sozialisten. Die amerikanische Wirtschaft ist deshalb und insoweit zur Sozialisierung reif, als sie durchorganisiert, technisch zu einer gewissen Vollendung gekommen und dadurch den Methoden bürokratischer Verwaltung zugänglich geworden ist, ohne Schaden zu nehmen. Betrachtet man demgegenüber den westeuropäischen Zustand, so hat der Krieg zwar die Sozialisierungstendenzen mächtig gefördert, er hat auch durch die Kriegswirtschaft eine „Planwirtschaft" gebracht, aber durch die Größe der Zerstörungen, durch die Substanzverluste hat er die Sozialisierungsreife in einem beträchtlichen Maße wieder vernichtet.

Die Kernfrage in dem Streit zwischen Marktwirtschaft und Planwirtschaft ist, populär ausgedrückt, die, wie Krisen verhindert werden können. In der Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts läßt sich ein gewisser Konjunkturzyklus feststellen. Zeiten der Konjunktur wechseln mit einer gewissen Regelmäßigkeit mit solchen der Depression ab. Die theoretische Deutung dieser Erscheinung ist noch umstritten, immerhin läßt sich heute soviel sagen, daß es nicht aussichtslos erscheint, auch bei einer Marktwirtschaft Depressionen erfolgreich zu bekämpfen, ja zu vermeiden. Dabei ist es keineswegs so, daß die Stabilität der Wirtschaft in dem Maße wächst, in dem der zentral geplante und gelenkte Sektor wächst — im Gegenteil: je größer dieser Sektor wird, um so mehr schrumpfen die Möglichkeiten, daß sich auf dem freien Sektor ein gestörtes Gleichgewicht wieder herstellt. Versteht man, woran den Sozialisten ja in erster Linie gelegen ist, unter Konjunktur den Zustand der Vollbeschäftigung, so sollte man nicht auch die Stabilität des Geldes, also die des Reallohns, unter allen Umständen verlangen wollen.

Es besteht jedenfalls nach dem heutigen Stande der theoretischen Einsicht kein Anlaß, zwecks Vermeidung von Krisen zur „Planwirtschaft" überzugehen, ganz abgesehen davon, daß auch diese nicht gegen Mißwirtschaft, falsche Maßnahmen usw. gesichert ist. Der Schluß: wenn ich über die notwendigen Daten verfüge und über die notwendige Verordnungsgewalt, so kann ich Krisen vermeiden, dieser Schluß ist trivial und im Grunde miserabel. Miserabel ist er deshalb, weil er auf die Konsequenz: also her mit der notwendigen Verordnungsgewalt! hinausläuft. Dieser Glaube an die Macht des Planes, der in seiner Konsequenz ein Glaube an die Macht ist, hat sich tief in das Denken des Sozialismus eingefressen. Er ist das Pendant zu dem tiefen Mißtrauen den Möglichkeiten der Marktwirtschaft gegenüber. Historisch ist das durchaus verständlich. Die sozialistische Theorie hat sich zu einer Zeit

---

PROF. JÜRGEN VON KEMPSKI, Philosoph und Kritiker, zählt zu den wenigen Vertretern der Logistik in Deutschland und ist Herausgeber des „Archivs für Philosophie".

ausgebildet, als die moderne Wirtschaftstheorie gerade geboren wurde. Heute, so scheint mir, ist dieses Mißtrauen nicht mehr berechtigt; die Depression zu Beginn der dreißiger Jahre ist kein Gegenbeweis. Sie beweist höchstens, daß falsch geführt wurde. Will man eine neue Wirtschaft aufbauen, die wesentlich Marktwirtschaft ist, so wird man tunlichst für solche Unternehmen, die man „sozialisieren" will — dazu kann man durchaus Gründe haben —, Formen wählen, die ihrer Aufgabe am angemessensten sind, etwa die der Stiftung. Sie zu verstaatlichen oder zu kommunalisieren, ist weder notwendig noch stets wünschenswert. Wirtschaftlich nicht, weil Staats- und Gemeindeinteressen Einfluß z. B. auf die Preispolitik bekommen können, politisch nicht, weil es ein schlechter Gedanke ist, die Privatpersonen entwundene Macht bei der öffentlichen Hand zu akkumulieren. Über den Rest kann man streiten. Und die Grundlage, auf der man sich finden kann, wenn man auf beiden Seiten einmal gründlich Inventur macht und veraltete Dogmen über Bord gehen läßt, ist breit genug, um zu verhüten, daß der Wechsel zwischen Regierung und Opposition zu einer Folge von Grundlagenkrisen wird.

Ein „wissenschaftlicher" Sozialismus sollte die wichtigste Eigenschaft der Wissenschaft ausbilden: die unbegrenzte Fähigkeit, umzulernen. Im vorstehenden haben wir einiges, was hier zu sagen wäre, anzudeuten versucht und damit gewissermaßen die oberste Schrift, mit der das kommunistische Palimpsest übermalt ist, weggeätzt. Sichtbar wird nun ein umfangreicher Text aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in seinem wesentlichen Teile überschrieben: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx." Betrachten wir diesen Text wenigstens in einigen Teilen.

*

Es ist nicht schwer, Bemerkungen von Marx über Krisen zu finden, teils im „Kapital" selbst, teils anderswo, zumal in seinen Briefen. Gute Beobachtungen, scharfsinnige Vermutungen, Ansätze zu Erklärungen wechseln miteinander ab, aber seine Krisentheorie — wobei von einer „Theorie" nur mit starken Vorbehalten gesprochen werden darf — folgt nicht aus den „Gesetzen" des kapitalistischen Prozesses, deren Ermittlung er als seine eigentliche Leistung ansah. Ebensowenig folgt aus seiner Krisentheorie seine Theorie des Zusammenbruchs des kapitalistischen Systems. Man wird immer wieder feststellen müssen, daß der Bau, den Marx aufgerichtet hat, so viel Bruchstellen und Mängel aufweist, daß er auch für einen theoretisch etwas anspruchsvolleren Sozialisten nicht mehr bewohnbar sein sollte. Wenn es gilt, wirtschaftliche Fragen zu diskutieren, so tummelt sich in ihm nur das Geschlecht der kommunistischen Rechtgläubigen, Leute, die den Wirtschaftsproblemen in der Praxis mit Gewalt und in der Theorie mit philologischen Methoden beizukommen hoffen. Gleichwohl bietet das Werk auch heute noch des Interessanten genug, mag sein Fundament, zumal die Arbeitswerttheorie, noch so fragwürdig und unzureichend, mögen die Konsequenzen, die Marx zog, noch so unhaltbar sein; mag schließlich der Versuch einer Restauration, der vor allem die Mehrwertlehre betreffen müßte, ihm die eindrucksvollste antikapitalistische Pointe nehmen. (Die Quelle des kapitalistischen Profits ist für Marx der „Mehrwert", die Differenz zwischen dem wirklichen Lohn und dem natürlichen Lohn, d. h. dem Lohn, der sich ceteris paribus ergeben würde, wenn die Wirtschaft stationär wäre und keine Monopole vorkommen. Diese „Abzugstheorie" ist nicht durchführbar; sie ließe sich immerhin ersetzen durch eine „Aufschlagstheorie", durch die Annahme also, daß der Mehrwert dadurch zustande kommt, daß der Verkaufspreis über dem „Kostpreis" liegt. Dann entfällt aber die Marxsche These, daß dem kapitalistischen System die „Ausbeutung" immanent sei.)

Das „Kapital" — und das Marxsche Gesamtwerk — enthält so manches an Beobachtungen, Vermutungen und Argumenten, was die neuere Entwicklung der Wirtschaftstheorie gerechtfertigt oder wiederaufgenommen hat. Aber es versagt gerade da, wo sich die Frage nach der theoretischen Begründung des Sozialismus stellt. Sein Fundament, die Arbeitswertlehre, enthält nichts spezifisch Sozialistisches; sie stammt in allem Wesentlichen von Ricardo. Sozialistische Konsequenzen folgen nicht aus ihr, sowie man schärfer hinsieht. Die Methode, die Marx handhabt, ist die der Ökonomie seiner Zeit und im großen und ganzen auch unter den heutigen methodologischen Gesichtspunkten noch einwandfrei, so sehr sich unsere analytischen Hilfsmittel inzwischen verfeinert haben. Ein gelegentlich zur Schau getragenes dialektisches Sprachgewand des Hegel-Nachfahren, der sich zum Meister seiner Jugend bekennt einem Geschlecht gegenüber, das diesen nur noch als „toten Hund" behandelt, bleibt äußerlich. Sein Hegelianismus lebt in seiner Geschichtsphilosophie, nicht in seiner Ökonomie weiter.

Löschen wir also auch diesen Text, der das kommunistische Palimpsest bedeckt. Ein neuer Text tritt hervor, eine neue Handschrift zeigt sich. Es ist die Handschrift des jungen Marx.

*

Das Dokument, das am Ende jenes Weges steht, den Marx selbst rückschauend als „Selbstverständigung" beschrieben hat, ist das Kommunistische Manifest. Es ist der Abschluß einer Entwicklung, die ein rundes Jahrzehnt umfaßt, von jenem Brief vom November 1837 an, in dem der Student der Rechte seinem Vater die Wendung zur Philosophie bezeugt. Die Philosophie, genauer die „groteske Felsenmelodie" der Hegelschen Philosophie, ist die geistige Macht, die den damals Neunzehnjährigen in ihren Bann schlägt. Spricht im „Kapital" der Ökonom Marx, so in den Frühschriften der Geschichtsphilosoph und Soziologe. Und nicht nur der Ökonom Marx hat auf den Sozialismus gewirkt, fast mehr noch hat es der Soziologe und Geschichtsphilosoph getan. Die These, daß es nicht das Bewußtsein der Menschen ist, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt, wie er sie 1859 formuliert, diese These ist so recht zu dem Dogma geworden, auf Grund dessen man nicht nur durch den Übergang zu sozialistischen Wirtschaftsformen die Wirtschaft, sondern vor allem die Menschen selbst bessern zu können hoffte und auch heute noch hofft. Da man nun den historischen Materialismus so platt gewalzt hat, wie es der Materialismus eines Moleschott von vornherein war — nur daß statt des phosphorhaltigen Fetts (das Feuerbach zu seinem bekannten Ausspruch: „Der Mensch ist, was er ißt" begeisterte) die ökonomischen Produktionsverhältnisse die Gedanken produzieren —, so sagen wir lieber gleich, daß man Flachköpfe ihren Plattituden überlassen muß. Die Marxschen Frühschriften haben damit nichts zu schaffen, in ihnen geht es um den Begriff und die Sache der Selbstentfremdung des Menschen. Indem bisher in der Geschichte die Menschen sich nicht als Menschen, sondern als Angehörige von Klassen gegenüberstanden, ist die Geschichte geradezu die Geschichte der Selbstentfremdung des Menschen — oder, und nun mit der Wendung des Kommunistischen Manifests: die Geschichte von Klassenkämpfen.

Diese Geschichtsinterpretation geht bekanntlich auf Hegel zurück, aber sie ist nicht einfach ein ins Materialistische gewandter, sondern ein bereits atheistisch modifizierter Hegel. Die Modifikation hatte der Theologe Bruno Bauer vollzogen, mit dem Marx zu Beginn der vierziger Jahre im engsten geistigen Austausch stand. In diesem Verhältnis war der um neun Jahre ältere Bauer, ein Mann mit genialischen Zügen, der geistig Führende. Es ist ein Verdienst des Theologen Ernst Barnikol, nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß Marxens Weg von Hegel zu Feuerbach über Bauer führte.

Was konnte Marx von Bauer lernen, was hat er von ihm gelernt? Der Übergang, den Bauer auf Hegelschem Boden zum Atheismus vollzogen hatte, bedeutete die Eskamotierung der Hegelschen Idee. An ihre Stelle tritt bei Bauer das „Selbstbewußtsein". Dieses Selbstbewußtsein des Menschen, das die Substanz des historischen Prozesses ist, wandelt sich für den durch Feuerbach zum Materialisten gewordenen Marx zu den Produktionsverhältnissen, die das (Selbst-)Bewußtsein des Menschen determinieren. Für Bauer war das theologische Bewußtsein das Äußerste an Selbstentfremdung des Menschen; denn es reflektiert auf sich als „religiöses, d. h. wieder im Zustand der Entfremdung, der Zerrissenheit des Innern und Entfremdung gegen sich selbst" befindliches Bewußtsein. Seine Kritik richtet sich daher gegen die Religion. Für Marx ist das Äußerste an Selbstentfremdung im Proletariat erreicht, aber das ist bereits die Folgerung aus der „materialistischen" Umstülpung der spiritualistischen Hegel-Bauerschen Geschichtsansicht. Durch die Verlegung der Ursachen der Selbstentfremdung des Menschen in die

materiellen historischen Bedingungen seiner Existenz ergibt sich nun als weitere Folgerung für Marx, daß es nicht darauf ankomme, die Welt zu interpretieren, wie die Philosophen es taten, sondern darauf, sie zu verändern. Die Befreiung des Menschen aus seiner Entfremdung gegen sich selbst hatten all diese „linken" Hegelianer gesucht, darin fanden sich Bauer, Feuerbach, Stirner und Marx. Von ihnen wurde Marx zum Theoretiker der Revolution, weil er und nur er den Grund der Entfremdung in historisch gegebene materielle Verhältnisse verlegte. Das heißt dann aber, daß mit dem historischen Materialismus als Theorie auch die theoretische Rechtfertigung der Revolution fällt. Angesichts der Unmöglichkeit, den historischen Materialismus als solchen heute noch theoretisch zu begründen, hat man ihn pragmatisch retten wollen durch die Überlegung, er folge als Theorie der Revolution aus dem Willen zur Veränderung einer Welt, die theoretisch durch die wechselseitige Abhängigkeit aller „Schichten" des „Unterbaus" und „Überbaus" gekennzeichnet sei. Aber während bei Marx das „Verändern" aus der Theorie folgt, kann das „Verändern" nicht mehr theoretisch gerechtfertigt werden, wenn die Theorie selbst nur aus dem Wunsch nach „Verändern" gerechtfertigt werden kann.

*

Ist nun der historische Materialismus nichts als ein Zerfallsprodukt der Hegelschen Schule? Er zeigt recht verschiedene Seiten, die durchaus nicht fest miteinander zusammenhängen. Die Sozialisten interessieren sich begreiflicherweise einmal für diejenige Seite, die sich im Kommunistischen Manifest so deutlich und für sie verheißungsvoll ausspricht: die Geschichte ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Diese Behauptung geht den Historiker an. Er wird sagen, daß sie in dieser allgemeinen Form schlicht falsch ist. Für den Sozialismus hängt nicht allzuviel an ihr, denn für ihn ist die andere Behauptung des Kommunistischen Manifestes weitaus wichtiger, daß die bürgerlichen Verhältnisse zu eng geworden sind, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen. Diese Behauptung geht den Ökonomen an. Für die Zeit, da sie niedergeschrieben wurde, war sie falsch; das hat die wirtschaftliche Entwicklung des Kapitalismus in einem Jahrhundert inzwischen bewiesen. Ob sie für irgendeinen zukünftigen Zeitpunkt gilt, haben Marx und seine Schüler bisher nicht zwingend nachgewiesen. Die dritte Behauptung des historischen Materialismus, die den Sozialisten am Herzen liegt — daß es das gesellschaftliche Sein des Menschen und letztlich die Produktionsverhältnisse sind, die sein Bewußtsein bestimmen —, ist in ihrer platten, panökonomistischen Interpretation undiskutabel. Aber sie spricht auch eine Wahrheit aus. Diese Wahrheit ist ein etwas kompliziertes Ding und zeigt die Verflochtenheit des „gesellschaftlichen Seins" im Kosmos des Menschen. Sie sagt jedenfalls nicht, daß das Bewußtsein der Menschen durch die Einführung sozialistischer Produktionsverhältnisse „wahrer" würde. Der Glaube der Sozialisten an die durch den Sozialismus heraufgeführte Kultur ist kein Wissen, das fest in wissenschaftlicher Erkenntnis fundiert ist. Die Behauptung des historischen Materialismus, daß die sozialistische Umwälzung der Produktionsverhältnisse eine Befreiung des Menschen aus der „Selbstentfremdung" bedeutet, ist nicht erwiesen worden und dürfte sich nicht beweisen lassen.

Überlassen wir nun den Sozialismus der Instanz, vor die er gehört, also der Ökonomie (was von dort aus zu sagen wäre, haben wir angedeutet), und betrachten wir den historischen Materialismus in seinem Kern, der philosophisch ist, so entdecken wir allerdings etwas, das auch die gegenwärtige Philosophie in ihrem Zentrum bewegt. Es sind drei Gedanken, die aber in der Tiefe zusammenhängen, um die es hier geht. Der eine ist die Erkenntnis der Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins, der bei Dilthey — auch hier nicht ohne Zusammenhang mit Hegel — für die deutsche Philosophie manifest wird und bei Heidegger seine bisher entwickeltste Form gefunden hat. Er ist in dem Marxschen Frühwerk in wesentlichen Zügen der Sache nach da: für Marx ist der Mensch ein wesentlich geschichtliches Wesen. Das In-den-Vordergrund-Rücken der ökonomischen Verhältnisse als die den Menschen bestimmenden Faktoren ist von hier aus gesehen eine etwas voreilige Theorienbildung.

Der andere Gedanke ist der der Selbstentfremdung des Menschen. Auch hier sieht Marx das Phänomen richtig und man darf wohl sagen, daß er es in einer bis dahin nicht gekannten Schärfe sieht. Doch auch hier bedeutet die einseitige Beziehung auf die ökonomisch bestimmte Klasse eine vorschnelle Theoretisierung. Für die deutsche Philosophie wird er wieder faßbar bei Nietzsche, und von der Psychologie her (mit einseitigen Theoretisierungen belastet) bei Sigmund Freud. Das vorläufige Fazit — in diesem Punkte freilich wohl über Georg Lukacs nicht ganz unbeeinflußt von Marx — zieht auch hier Heidegger in seiner Lehre vom „Man", von der Rolle der Uneigentlichkeit im (menschlichen) Dasein. Auch bei Jaspers taucht diese Thematik in abgewandelter Form auf.

Der dritte Gedanke schließlich wäre der der Ideologienkritik, der Gedanke, daß das gesellschaftliche Sein das Bewußtsein bestimme. Auch hier ist das Abstimmen auf das Ökonomische als den „Unterbau" nur eine voreilige Theorienbildung, aber über einem Phänomen, das Marx in den Blick bekommen hatte und das uns als „Perspektivismus" heute wohl vertraut ist. Nietzsche, Ortega y Gasset, Scheler und mit letzterem die sogenannte Wissenssoziologie, wie etwa die Mannheims, haben sichtbar gemacht, was fast weniger Marx selbst als seine Epigonen mit robusten ökonomischen Deutungen wieder verdeckt hatten.

*

Die fruchtbaren Keime, die im historischen Materialismus angelegt waren, haben längst die Hülle des „Marxismus" gesprengt. Wir stehen inmitten einer historischen Krise, die auf die Alternative von vor hundert Jahren: „Kapitalismus oder Sozialismus" bringen zu wollen, eine vollendete Kinderei ist. Der alte soziale Schichtenbau auch des bürgerlichen Europas ist eingestürzt und das Feld wird beherrscht von Gewalten, zwischen denen das Individuum zerrieben zu werden droht: Staat, wirtschaftliche Großunternehmungen, Gewerkschaften, Parteien, Weltanschauungen. Die Freiheit des Individuums ist in jeder Hinsicht bedroht und bedrängt, es wird ihm vorgeschrieben, was es zu tun, zu essen, zu denken, zu glauben hat. Und mehr noch: in den Individuen selbst wächst die innere Unfreiheit, die Tendenz, in der Masse auf- und unterzugehen. Wir haben heute in Philosophie, Soziologie, Ökonomie, Geschichte, Psychologie und Psychiatrie eine tiefere Einsicht in unsere Epoche, als sie früheren Zeiten möglich war, aber unsere Vision der Zukunft holen wir uns aus verstaubten Büchern. Dabei wissen wir oder könnten wir wissen, daß die Lösung der uns bedrängenden Fragen nicht so einfach ist wie jene Rezepte, mögen sie nun „kapitalistischer" oder „sozialistischer" Provenienz sein. Wir müssen jenen Gewalten Schranken setzen, um zwischen ihnen den Raum für den Menschen auszusparen, und das heißt nichts anderes, als daß wir im Hinblick auf die Realitäten unseres Zeitalters den Rechtszustand realisieren müssen; denn Recht in diesem Sinne ist gleichbedeutend mit der Freiheit und der rechtlichen Unabhängigkeit von dem Belieben eines andern. Wir werden aber auch den tiefverstörten und in bezug auf sich selbst unsicher gewordenen Menschen dahin führen müssen, im Raume dieser Freiheit zu sich selbst zu kommen.

Und Marx? Er wäre heute kein Marxist, und wenn jemand meint, daß er sich heute einen Sozialisten nennen würde, so mag er bedenken, daß Marx im Besitze dessen, was seine Zeit ihn lehren konnte, von der Zukunft eine Vision hatte, die eine Vision von der Freiheit des Menschen war. Nachdem wir von Marx gelernt haben, was von ihm zu lernen ist, löschen wir den letzten Text, der das kommunistische Palimpsest bedeckt. Und nun erst, auf uns selbst verwiesen, Kinder nicht mehr des 19., sondern des 20. Jahrhunderts, sind wir imstande, das letzte Wort, das unauslöschlich auf ihm eingeschrieben ist, von allen dogmatischen Übermalungen zu befreien und als die schlichte Forderung des Naturrechts zu begreifen: den Rechtszustand zu realisieren und damit den Zustand, in dem „die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist".

Nach Kempskis wirtschaftspolitischer Analyse des Kommunistischen Manifests soll dieses bedeutsame Dokument im nächsten FORVM von zwei andern, grundverschiedenen Standpunkten aus durchleuchtet werden: der katholische Historiker FRIEDRICH HEER und der sozialistische Nationalrat KARL CZERNETZ werden ihre Positionen darlegen.

KARL AUGUST HORST

Ideologien sind ein Irrtum

Daß ideologische Argumente binnen weniger Jahre in ihr Gegenteil umschlagen können, ohne darum an Stärke einzubüßen, ist ein Zeichen, daß logische Prinzipien — wie etwa der Satz vom Widerspruch — auf sie nicht anwendbar sind. Die Tatsache, daß der Sündenbock zum Heilsbringer, der Todfeind zum Bundesgenossen, das Anathema zur Segensformel werden kann, verweist in den primitiv-magischen Bereich. In Zeiten politischer Umwälzung und sozialer Unsicherheit fällt der Kredit der Massen einzig an die Macht zurück, die ihn gleichsam von einem Zentrum aus an die einzelnen Wissens- und Anschauungsgebiete verteilt. In der Französischen Revolution hat zum erstenmal der Machtstaat die Aufsicht über die geistige Gebarung des Volkes übernommen und die in sich ruhenden Wissenschaften aus ihrem Schwerpunkt gehoben. Der Umwandlung eines präzis konstruierten Heeresmechanismus in das Massenheer entsprach auf geistigem Gebiet die ideologische Übersteigerung der Vernunftphilosophie zum Vernunftkult. Hier wird bereits sichtbar, was für alle Ideologien typisch ist: das Aufsaugen des Gegners, dem man die Symbole seiner Herrschaft abstiehlt, um auf magischem Weg seiner Stärke teilhaftig zu werden. Die Göttin der Vernunft wird am Hochaltar von Notre-Dame verehrt. Die revolutionären Klubs befolgen das Ordensprinzip und nennen sich nicht zufällig „Cordeliers" usw. (Hieraus erklärt sich auch, warum der Ideologe so häufig zum Renegaten wird.)

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts können wir beobachten, wie in den verschiedenen Wissenschaften die eigenständige Wahrheit der Biologie, der Nationalökonomie, der Psychologie, der Medizin Interpretationen unterworfen wird, die sie in den Dienst affektbetonter Massenbewegungen stellen. Unterscheidet man zwischen der Forderung als solcher und ihrer ideologischen Einkleidung, so zeigt sich, daß die aufklärerische Tendenz, die jeder Ideologie innezuwohnen scheint, deren eigentliches Wesen verdeckt, welches den uralten Gepflogenheiten primitiver Magie hörig ist. Die rationale Begründung fällt desto platter aus, je stärker die Triebkräfte sind, denen sie als Tarnung dient. Ob man diese Triebkräfte als dämonisch, satanisch, irrational oder magisch qualifiziert, hängt heutzutage ebenfalls nicht selten von der Ideologie ab, die sich im Namen eines rationalen oder theologischen Manichäismus zum Kampf wider sie berufen glaubt und ihre Argumente nach der Argumentation des Gegners einrichtet.

Idee und Ideologie

Nicht in jedem Fall ist auf den ersten Blick zu unterscheiden, ob es sich bei theologischen, politischen oder künstlerischen Wahrheiten um Ideen oder um Ideologien handelt. Denn häufig gerät eine Idee vermöge ihrer außerrationalen Motivierung in den Bann der Ideologie und wird von ihrem eigentlichen Anliegen abgelenkt. Jules Monnerot zeigt in seiner Studie über den Surrealismus, wie die neue französische Dichterschule, die in den zwanziger Jahren an die Stelle der Form, der poetischen Vernunft und der dichterischen Individualität die Formentbindung, den seelischen Automatismus und das kollektive Unbewußte setzte, ihren Gegensatz zu Bourgeoisie, Vernunftkultur und Gewohnheit ihrer Zeit sozial zu fixieren suchte und die Selbsterlösung des Dichters mit der ökonomischen „Selbsterlösung" des Proletariats auf einen Nenner brachte. Daß die Kunst ihr Material zu reduzieren trachtet, um zu einer möglichst reinen Aussag zu kommen, daß sie wie die Musik auf der einen, die Mathemati auf der andern Seite eine Zeichensprache schaffen will, die nich entlehnt, sondern genuiner Ausdruck des poetischen Affekt sein soll, ist als Idee gerechtfertigt. Jedoch bereits die scharf Trennung, die zwischen Rationalität und Irrationalität, zwische Wachbewußtsein und Traumbewußtsein vollzogen wird, deute Nähe und Gefahr der Ideologie an. So schlug auch die an sic legitime Idee des Surrealismus im gleichen Augenblick in Ideologische um, als er auf Grund seiner Gegnerschaft zur Kapitalismus und zur Bourgeoisie mit einem System Fühlun aufnahm, das zwar nicht seiner poetischen Idee, aber seinen Affekt Recht gab.

Nicht so sehr die Spezialisierung der einzelnen Wissenschafte und Künste, als vielmehr der Kreditwechsel, der sich zugunste des Irrationalen, des Affektiven und Primitiven vollzieht, gib für das Anwachsen der Ideologien ein Kriterium ab. Die Ideologi gleicht einem Schauspieler, dessen Typ gefragt ist. Worauf sein Beliebtheit beim Publikum beruht, entzieht sich weitgehend de Berechenbarkeit. Jedoch wird ein geschickter Regisseur leich herausfinden, welche Rollen ihm am besten zu Gesicht stehen Ob er ihm klassische Rollen aufträgt oder solche, die eigen für ihn geschaffen wurden: in jedem Falle wird das Publikun in ihm den beliebten Star begrüßen, der einer affektiven Funktion und erst in zweiter Linie dem Geist der Rolle Rechnung trägt. Auf die Ideologie übertragen heißt das: Auch wenn e eine befriedigende Erklärung für das Phänomen der Fliegender Untertassen, für die Notwendigkeit hoher Besteuerung oder fü die Wirkung des Radiums gäbe, so würden doch die ideologischer Standardmotive: Wunschtraum, politisches Ressentiment un Wunderglaube den Sieg über sie davontragen, und erst wenn sie sich gänzlich geschlagen geben müßten, in andere Gebiete auswandern. Es gibt ideologische Konstanten, die nur darum nich erkannt werden, weil die Rolle, in der sie auftreten, über ihre Funktion hinwegtäuscht.

Anwendung je nach Bedarf . . .

Die Unverantwortlichkeit der Ideologie tobt sich vornehmlich in Epochen aus, die an die Grundtriebe des Menschen appellieren. Angst, Macht und Lebensgier werden zu uneingeschränkten Protagonisten, die keine ideale Rolle bändigt. Es sei hier darau verwiesen, daß die Existentialphilosophie — namentlich eines Heidegger und Sartre — als philosophische Meteorologie den unkontrollierbaren Bereich des Ideologischen unter begriffliche Kontrolle zu bringen sucht, was nicht hindert, daß sie selber zum Herd von neuen Ideologien geworden ist.

Die Ideologie des Hitlerreiches fraß sich nicht nur in Staatswissenschaft und Nationalökonomie ein, die ihr verhältnismäßig naheliegen mochten, sondern verschonte ebensowenig die Biologie, die Medizin, die Geographie, die Germanistik, die Volkskunde, die Religionswissenschaft usw., boykottierte jedoch wohlweislich die Psychologie und die Soziologie. Die beiden letzten Fächer genießen auch in der Sowjetunion keine Achtung, vielleicht weil ideologische Neugier nur den Spiegel der Selbsterkenntnis scheut. Man täusche sich jedoch nicht: auch die Psychoanalyse, auch die Soziologie können von Kräften informiert werden, die ihre wissenschaftliche Idee ins Ideologische umschminken und sie auf den Nenner des Lieblingsaffekts bringen. Die Psychoanalyse gibt, was Stringenz und Schärfe angeht, als künstlerisches Prinzip dem Marxismus nichts nach; wird sie nicht mehr als Forschungsmethode, sondern als universales Deutungs- und Darstellungsmittel verwendet, so leistet sie

---

KARL AUGUST HORST hat sich als Romancier, Kritiker und Übersetzer in Deutschland einen Namen gemacht und ist ein ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift „Merkur". Seine Übersetzung der Gedichte des spanischen Lyrikers Damaso Alonso und sein Roman „Zero" erschienen im Verlag Suhrkamp, Frankfurt am Main, der auch Horsts soeben fertiggestellten zweiten Roman herausbringen wird.

im Kampf wider die bürgerliche Gesellschaft das gleiche wie der ökonomische Materialismus. Ähnliches wäre von der Soziologie zu sagen, die im Hui aus einer Wissenschaft in eine militante Ideologie umgeschmiedet werden kann.

Die Ideologie, hierin der Schmarotzerpflanze vergleichbar, ist Produkt und Todfeind des Bodens, der sie hervorgebracht hat. Nicht selten gerät sie mit sich selber in Streit und verwüstet eben das, was sie früher zu kultivieren vorgab. Man wäre jedoch gründlich im Irrtum, sähe man in solchen Widersprüchen Symptome von Gesinnungsschwäche oder schwankender Denkart. Sowie man die jeweilige Tarnung lüftet und auf die eigentlich informierenden Kräfte — Machtgelüste, Ressentiment, soziales Minderwertigkeitsgefühl — den Blick richtet, wird die affektive Einheitlichkeit von Gesinnung und Denkart offenbar.

... an der Wirklichkeit vorbei

Die ideologische Denkweise steht in schärfstem Gegensatz zu einer anderen, die ich die *dekalogische* nennen möchte. Ist die erste bildgebunden und bildbefangen, so ist der zweiten höchstes Gebot, kein Bildnis und Gleichnis zu setzen. Ist die eine im Unbewußten verwurzelt, so begründet sich die andere im sittlichen Bewußtsein. Ist die eine gesetzfeindlich, indem sie der Autorität der Triebmotivierung gehorcht, so ist die andere gesetzhörig und nicht selten triebzerstörend.

Die dekalogische Denkweise läuft in säkularisierter Form nicht minder Gefahr, an der Wirklichkeit vorbeizuleben, als die ideologische, nur im umgekehrten Sinne: sie entwirklicht das Bild, das der Ideologe fetischisiert. Sie glaubt an das Gesetz, auch wo es nicht mit göttlicher Autorität auftritt, nämlich im gesamten Bereich der Wissenschaft und Philosophie, während der Ideologe bestrebt ist, Gesetze in Gelegenheiten zu verwandeln. Das dekalogische Denken droht durch Übertreibung der Einzelfreiheit und Einzelverantwortung das soziale Kommune in Masse zu verwandeln, indem er zwischen Mensch und Mensch ein legislatives Gleichheitszeichen setzt. Das ideologische Denken, obwohl auf die Masse zugeschnitten, ist ständig bereit, seine fluktuierende Anpassung in strenge Herrschaftsform zu verwandeln. Das Dekalogische regiert von oben nach unten, das Ideologische regiert von unten nach oben.

Je mehr sich das (dekalogische) Gesetzesdenken vom (ideologischen) Gelegenheitsdenken abspaltet — von einer derart scharfen Trennung kann überhaupt erst seit dem Ausgang der Romantik die Rede sein —, um so mehr trachtet das eine die Wirklichkeit in der abstrakten Formel, das andere im unverantwortlichen, aber magisch bannenden Bild zu fassen. Kierkegaard zieht in seinem Buch „Entweder—Oder" nur die Kluft nach, die sich — nach dem Scheitern der romantischen Einigungsbestrebungen — zwischen Gesetzlichkeit und Intuition, zwischen Vorsatz und Laune, zwischen Ernst und Ironie, zwischen Methode und Spiel aufgetan hatte. Erst von Kierkegaard ab kann man im strengen Sinne von dekalogischem und ideologischem Denken reden, zwischen denen bis dahin stets ein Ausgleich stattgefunden hatte. Was ich hier unter zwei umfassendere Begriffe gebracht habe, über deren provisorischen Charakter ich mir klar bin, das stellt sich bei Kierkegaard als die Trennung des Ästhetischen vom Ethischen dar. Sein Bestreben, des Ethischen in reiner — das heißt bildloser, ungespiegelter — Form habhaft zu werden, ist ein Wettlauf mit dem Schatten, weil das Motiv, das ihn zu der verzweifelten Jagd antreibt, ein gewisses Bild seiner selbst, ein Pseudonym, voranwirft. Die Spaltung der eigenen Person in einen reinen Ästhetiker, dem ein reiner Ethiker korrespondieren soll, macht die Sache nicht besser. Was nun als reine Ästhetik gelten soll, ist nicht mehr die ästhetische Idee, sondern deren Ideologie, wird nicht mehr vom Werk abgenommen, sondern vom ästhetischen Zustand, den am eindringlichsten Verführer und Schauspieler verkörpern. Was auf der andern Seite als Ethik gelten soll, ist in der Form der Selbstwahl reine Dekalogie, die sich in egozentrischer Scheu von Möglichkeit und Gelegenheit fernhält, in denen sie ästhetische Versuchungen wittert.

Das Beispiel soll deutlichmachen, daß die Ideologie nicht selten ein Feld besetzt, das von einer im Rückzug befindlichen Anschauung freigemacht wurde. Kierkegaard weiß das Ethische und das Religiöse nur dadurch zur Geltung zu bringen, daß er das Ästhetische, indem er es vom Ethischen radikal abtrennt, einer Ideologie aufopfert. Sein Denken ist nicht expansiv, d. h. auf harmonische Fairneß gerichtet, sondern restriktiv. Und jede Restriktion erweitert den Spielraum der Ideologie. Wenn in der Folge versucht wurde, das ideologisierte Ästhetische für die Idee zurückzugewinnen, so blieb doch der Riß unheilbar, wie das Experiment des Surrealismus, die Existentialanalyse Sartres und ähnliche Versuche, der Kunst ein Gewissen zu verschaffen, beweisen.

Gesetz und Gewissen

Je mehr der Boden unserer Anschauung zerbröckelt, um so geiler werden die Ideologien aufsprießen. Dekalogisches und ideologisches Denken — wirklichkeitsscheu und bildlos das eine, bildbefangen und wuchernd-gefräßig das andere — werden sich in ihrer Einseitigkeit wechselweise steigern. Dem asketischen Prinzip eines unanschaulichen Einheitsprinzips, wie es die klassische Wissenschaft vertrat, wird die wimmelnde Vielfalt ideologischer Götzenbilder gegenübertreten. In der Anthropologie werden die Fronten im Nahkampf aufeinanderstoßen. Der Kredit, auf den sich die Wissenschaft in ihrem eigenen Bereich verläßt, wird sie um so weniger die außerrationalen Motive beachten lassen, denen sie in ihrem Bestreben auch gehorcht. Die Ärzte in KZ-Lagern, die an Sträflingen experimentierten, fühlten sich zweifellos einer wissenschaftlichen Dekalogie verschrieben, die jedoch längst der Ideologie zum Opfer gefallen war.

Es versteht sich, daß hier mit Dekalogie nicht das gottgegebene Gesetz gemeint ist, sondern der Götze dieses Gesetzes, genau so wie Ideologie als ratiofeindliche Vergötzung der Ding- und Bildwelt aufzufassen ist.

Der Zerfall des dekalogischen Denkens, das bezeichnenderweise in der Technik dem ideologischen Denken die Hand reicht (insofern beide in Macht und Beherrschung verbunden sind), wird endlich auch dieses zum Erlöschen bringen. Doch ist damit auch das Ende unserer Kultur erreicht. Erst wenn Mensch und Wirklichkeit wieder auf ein gerechtes Maß zurückgeführt sind, was ohne religiöse Kräfte kaum möglich sein dürfte, wird der einzelne wieder zu jener Freiheit erwachen, die das Gesetz in die Obhut des Gewissens nimmt.

MAN *IST* NICHT MINISTER, MAN *WIRD* ES

Die Staatsklugheit in den modernen Staaten ist nicht: wie man sich benehmen soll, um Minister zu sein, sondern wie man sich benehmen soll, um Minister zu werden; mehr versteht man nicht, so daß man eigentlich seine Weisheit in einer Art Einleitungswissenschaft verbraucht, um Minister zu werden ... Auf die Weise müssen die Staaten sich auflösen; denn es wird da eigentlich nicht regiert und gesteuert ... Naiv könnte einer sagen: ich habe mich ja nicht gebildet, um Minister zu sein, sondern um Minister zu werden; und in dieser Hinsicht habe ich ja gezeigt, daß ich firm war.

SÖREN KIERKEGAARD: Tagebücher, 1851.

PRO UND CONTRA

Zur Situation des Sozialismus

KARL BEDNARIK — ALEXANDER GIESE

Die von Karl Bednarik aufgeworfenen (und grundsätzlich bejahten) Fragen, ob der junge Arbeiter von heute einen neuen Typ darstelle und ob dieser neue Typ nicht auch einer neuen Organisation, ja eines neuen Weltbilds bedürfe, haben nicht nur in Österreich, sondern fast mehr noch in Deutschland heftige Diskussionen hervorgerufen. Daß man dabei mit Bednarik nicht immer sanft umgegangen ist, versteht sich beinahe ebenso von selbst, wie daß er als Autor es besonders schwer hat, für sich einzutreten und dennoch unpersönlich, dennoch objektiv zu bleiben. Daß dies in der nachfolgenden Diskussion sowohl ihm wie seinem sozialistischen Partner weitgehend gelungen ist, glaubt FORVM mit besonderer Genugtuung vermerken zu sollen.

KARL BEDNARIK: ES GEHT UM DEN EINZELNEN

In den letzten Monaten sind in der sozialistischen Diskussion Themen aufgetaucht, die früher tabu waren. Man erörtert die Stellung des Betriebsrates im verstaatlichen Betrieb, die Haltung des jungen Arbeiters von heute, die Entfremdung zwischen Führung und Masse, den Einfluß der Partei auf den Wohnungsmarkt usw. Alle diese Themen wurden auch in meinem Buch „Der junge Arbeiter von heute — ein neuer Typ" angeschnitten, das auf sozialistischer Seite heftigen Widerspruch hervorgerufen hat. Teile meines Befundes, und zuweilen der ganze Befund, werden zwar anerkannt, doch versucht man — ebenso wie in der bürgerlichen Presse — die als unbequem empfundenen Interpretationen zu verschweigen oder wegzudisputieren. In der Dezembernummer der vom Österreichischen Gewerkschaftsbund herausgegebenen Zeitschrift „Bildungsfunktionär" kehrt man sogar meine eigenen Argumente gegen mich, und diese Umkehrung der Position scheint dem Rezensenten nicht einmal bewußt zu sein. Ähnliches liegt vor, wenn das offizielle Parteiorgan einen ganzseitigen Artikel mit dem Titel „Der junge Arbeiter von heute" veröffentlicht und darin die wichtigsten Thesen meines Buches andeutet, ja sogar einen ganzen Absatz daraus abdruckt, ohne das Buch zu erwähnen. Das mag auf ein Versehen zurückgehen. Da aber eine „Entschärfung" meiner Interpretation damit verbunden ist, läßt sich leicht erkennen, welche Schlüsse der Sozialismus aus dem nunmehr schon allmählich anonym werdenden Befund ziehen möchte. Das Mißverständnis, das hier sichtbar wird, ist prinzipieller Natur: es berührt die zentralen Probleme des Sozialismus überhaupt.

Frühere Generationen betrieben eine pathetische Stilisierung auf die „Gemeinschaftlichkeit" hin. Dem Sozialismus wohnt die romantische Vorstellung einer „idealen Gemeinschaft" inne, die direkt im politischen Leben realisiert werden soll. Der Mensch gibt aber ein schlechtes Material für eine weltliche „Liebeskirche" ab, und die Gesellschaft kann sich auf die Dauer nicht selber Ziel sein. Sie konnte es nur so lange, als die konkreten Ziele der Gesellschaftsveränderung für viele Menschen *vorstellbar* waren. Heute, da durch die allgemeine Hebung des Lebensstandards fast alles erreicht ist, was die vergangenen Generationen erstrebten, verliert die Zukunft ihre befeuernde Zauberkraft. Das auf sie bezogene Ethos behält nur für die älteren Generationen eine konventionelle Verbindlichkeit; für die jüngeren, und besonders für den einzelnen, wird die Gegenwart interessant. Der Gegenwartszustand einer Gesellschaft liefert indes kein Ziel, aus dem sich eine Moral ableiten läßt. Ein Humanismus ohne Bezogenheit außerhalb seiner selbst, ein „Humanismus ohne Ebenbildlichkeit" (wie Hermann Broch sagt), bleibt ohne Inhalt.

Wir bezeichnen heute künstliche Gemeinschaftsbildungen als totalitär, nicht als total. Wir wissen zu genau, wohin die krampfhaften Bestrebungen nach Gemeinschaftstotalität führen. Die mobile technische Existenz läßt eine echte, stabile und für jedermann verbindliche Gemeinschaftsform, wie etwa die traditionelle des Dorfes, kaum noch zu. Denn das Gesetz unserer Zeit ist die offene, sich dauernd umformende Ordnung, und wer an irgendeinem Punkt ihrer steten Wandlungen einen Dauerzustand herstellen möchte, oder wer seine Gesellschaftstheorie aus der Vergangenheit ableitet, vergeht sich gegen dieses Zeitgesetz und läuft Gefahr, mit der Wirklichkeit in Widerspruch zu geraten.

Viele demokratische Sozialisten haben die Lehren aus den Erfahrungen der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon gezogen. Bei erklärtem Verzicht auf alle Dogmatik greifen sie auf jenen jungen Marx zurück, der erstmals einen gegebenen Gesellschaftszustand wissenschaftlich zu erfassen trachtete. Sie sind also nur noch in jenem Sinn „Marxisten", der ihnen gebietet, für ihre Zeit zu wagen, was Marx für die seine versuchte. (Darin unterscheiden sie sich übrigens kaum von den bürgerlichen Soziologen der Epoche.) Wie übel der Versuch endet, an den doktrinären Teilen der marxistischen Lehre festzuhalten, beweist der Kommunismus, der eine sich wandelnde und ungewollt auch durch seine eigene Wirksamkeit sich wandelnde Gesellschaft dauernd an die veraltete, wie eine Zwangsjacke wirkende Formel anzupassen versucht, wobei unter maßlosen Verrenkungen der Ideologen auch die Formel selbst bis zur Unkenntlichkeit korrumpiert wurde.

*

Alle im Sozialismus nötigen Richtigstellungen müßten von hier ausgehen. Die erste Richtigstellung betrifft die Eingliederung des Sozialismus in den weltgeschichtlichen Prozeß der industriellen Revolution. Die fortschreitende technische und industrielle Entwicklung zentrifugiert die alten menschlichen Gemeinschaftsformen. Dieser Vorgang, auch „Fundamental-Demokratisierung" genannt, vollzieht sich nicht durch die Wirksamkeit des Sozialismus. Amerika, das bisher keine eigentlichen Arbeiterparteien kannte, hat trotzdem die sozialen Umschichtungsprozesse mitgemacht. In der Verwandlung des Sozialproblems ist es Europa sogar vorangegangen. Aus dem Problem des materiellen Elends der Massen ist dort wie hier heute das Problem des Wohlstands, das der Mußegestaltung geworden. Die sozialen Hauptthemen unserer Tage heißen Konsum und Kulturteilnahme. Sie stehen in engem Zusammenhang mit der Individualisierung des Menschen durch seine mobile technische Existenz. Weder vom Sozialapparat noch vom Arbeitsprozeß wird der heutige Mensch so zur Gänze erfaßt, wie das in früheren Gemeinschaftsformen üblich war.

Der zweite Punkt betrifft die Frage nach der Gemeinschaft. Der Sozialismus hat nicht nur die „Befreiung des Proletariats" zum Ziel, sondern die grundsätzliche Entdramatisierung des gesellschaftlichen Lebens, die Ausschaltung aller Spannungen, die zu gesellschaftlichen Konflikten führen können. Mag der Sozialismus zu diesem Punkte auch anführen, daß er heute noch in einer Übergangsphase seiner Entwicklung steht, so läßt sich doch schon absehen, daß dieser Entdramatisierungsversuch gescheitert ist. Einer meiner sozialistischen Kritiker meinte sagen zu müssen, daß der Mensch nicht allein von Brot lebt. Wenn man das anerkennt, wird man auch zugeben müssen, daß die gesellschaftlichen Spannungen nicht allein aus wirt-

---

KARL BEDNARIK, 1915 in Wien geboren, war Buchdrucker, Möbelpacker, Mechaniker und anderes, ehe er an der „Akademie der Bildenden Künste" zu studieren und gleichzeitig Bücher zu schreiben begann. Außer dem hier zur Diskussion stehenden Buch sind bisher zwei Romane von ihm erschienen: „*Zwischenfall in Wien*" (Heliopolis Verlag, Tübingen 1952) und „*Der Tugendfall*" (Kremayr & Scheriau, Wien 1953).

schaftlichen Gründen entstehen. Es lassen sich heute schon eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Spannungen erkennen, die innerhalb des Sozialismus durch dessen eigene Wirksamkeit hervorgerufen werden. Der ewige Konkurrenzkampf um die besten Plätze, wenn er nicht diktatorisch unterbunden wird, muß immer wieder zur alten „bürgerlichen Dramatik“ zurückführen.

Der dritte Punkt betrifft die Kulturentwicklung. Stammten alle früheren Stile aus Mythos und Religion, so ist, ähnlich wie im Sozialismus die Gesllschaft, im modernen Stil die Kultur zum Selbstzweck geworden. Von Altamira bis zum Biedermeier, von der Osterinsel bis zum chinesischen „Senfkorngarten“ sind alle kulturellen Hervorbringungen für das Bewußtsein der Menschheit heute gleichzeitig da. Dieser vielgestaltige und tausendgesichtige Inhalt unserer Kultur ist auch das riesige Reservoir, aus dem sich die zahllosen „-ismen“ einer nicht minder vielgestaltigen Kunst nähren — Um- und Neuformungen der alten Inhalte vornehmend, Durchstoßversuche zu neuen Inhalten versuchend, manifestierend, postulierend, manchmal gegeneinander, manchmal gegen die alte oder gegen die neue Gesellschaft kämpfend, manchmal in spröder Abschließung außerhalb der Gesellschaft verbleibend: immer jedoch durch ein umfassendes System der „publicity“ allen Menschen bis zum letzten Hilfsarbeiter zugänglich gemacht. Und zentral, bisher nur von wenigen erkannt, ein neuer Stil, der diese Vielfalt der Welten geistig durchdringt und ihre Elemente mit einer neuen Unmittelbarkeit des künstlerischen Erlebens erfaßt, die zuweilen keinen anderen Anlaß und keinen anderen Inhalt mehr hat als ihr eigenes Dasein. Teile dieses neuen Stils sind vielleicht am deutlichsten akzeptiert im Film und in der Architektur, am deutlichsten abgelehnt in der Malerei (nicht immer im Plakat), als „atonal“ verschrien in der Musik (beliebt nur im Jazz), nahezu unbekannt in großen und kleinen Gedichten, und scheel betrachtet in einer Reihe von Romanen.

Daneben gibt es alles das, was unsere Zeit an Kitsch geschaffen hat, ab und zu noch mit einer gewissen künstlerischen Qualität oder wenigstens gut gemeint, meistens aber gänzlich unbegabt und verlogen: die Erzeugnisse des Kunsthandwerks, der Andenkenindustrie, der Heimatkunst, der völkischen Kunst und schließlich auch sozialistische Hervorbringungen, an deren spezifisch „sozialistischen“ Kulturbeweis höchstens einige dekadente „Bürger“ glauben, die (aus romantischer Verzweiflung an ihrer eigenen „bürgerlichen“ Kultur) immer noch auf ein gemeinschaftsstiftendes totalitäres Einheitsstilprinzip warten.

Unverständlich, warum der moderne Zivilisationsmassenmensch, der ein so begeisterter Rätsellöser und Quizzspieler ist, sich nicht aufmacht, das Rätsel des modernen Stils zu lösen — das einzige Rätsel, das zu lösen sich lohnt, weil es für jeden seine nur ihm gehörige Lösung bereithält. Es ist das Rätsel des Schönen schlechthin. Denn unser Stilprinzip ist amythisch, areligiös und amoralisch, und hat nichts allgemein Verbindliches außer dem Schönen. Primär „traditionsverpflichtete“ Personen, die immer gleich Erbauung, Überhöhung und Erhebung verlangen, lassen es deshalb nur ungern gelten. „Moral ist das Schattenbild kommender Güter, nicht der Ursprung der Dinge“, sagt der hl. Paulus. Vielleicht wird also in unserem Fall eine neue Gesellschaftsmoral für die Kunst und für die Kultur entstehen — aus dem, was wir von der Kunst und von der Kultur erwarten.

*

Der Sozialismus kann keine eigene Kultur hervorbringen, sondern nur die Kultur der modernen Welt annehmen. Aber ob er sie annehmen will oder nicht, diese Kultur hat (freilich mit ihren Populärformen wie Film und Jazz) längst einen großen Teil seiner Anhänger erfaßt. Speziell der Film, der zweifellos im hohen Maße von seinem Publikum „gemacht“ wird, verrät heute eine Stilisierung des Ausdrucks auf „understatement“, Zynismus und gesellschaftliche Gleichgültigkeit, die durchaus zum Trend der Individualisierung paßt. Der Film scheint heute in der Ausbildung des Zeitpathos für breite Gesellschaftsschichten jene Rolle zu spielen, die dem Theater früherer Epochen für kleinere Teile der Gesellschaft zugeschrieben wird. — Sehr wohl jedoch wäre dem Sozialismus die Kraft zuzutrauen, seinen Anhängern jene Achtung für die echten Kulturformen zu vermitteln, die für ein weiteres Verständnis unerläßlich ist. Allerdings scheint das durch propagandistische Methoden kaum möglich zu sein; dazu bedarf es schon eines personalen Weges.

Was kann der Sozialismus heute noch anderes tun? Glaubt er, innerhalb des Gesamtkomplexes der weiterwirkenden dynamischen Welt der Technik stehend, unter Berufung auf den „Gemeinschaftswillen“ dem gesellschaftlichen Individuationsvorgang widersprechen zu können? Da doch dem modernen Menschen alles fehlt, was zur alten Gemeinschaft gehört: die stabile Handwerksordnung, der kleine geschlossene Umkreis, die schicksalsgläubige Ein-, Unter- oder Überordnung? Auch der Sozialismus unterliegt dem Gesetz der technischen Welt, auch er muß seine Mitglieder mittels des Hollerithsystems erfassen, auch er kann die Spannungen zwischen den Menschen nicht ausschalten. Müßte er daraus nicht den Schluß ziehen, daß der größte Teil seiner Arbeit geleistet ist, daß er mit einer ganz neuen Arbeit zu beginnen, ein neues Fair Play zu stiften hat? Sowohl seinen eigenen Anhängern gegenüber wie auch gegenüber den anderen Bevölkerungsschichten? Daß er abzugehen hätte von der fixen Vorstellung, seinen Machtbereich totalgesellschaftlich vergrößern zu müssen?

*

Meiner Überzeugung nach hängt die Existenz des demokratischen Sozialismus — die mir schon aus Gründen des politischen Gleichgewichts unerläßlich scheint — vor allem davon ab, ob er imstande sein wird, die bestehenden kulturellen Eliten zu stärken. Dazu müßte er nun seinen Begriff von Freiheit neu definieren, und zwar in Hinblick auf die kulturelle Entwicklung. Er müßte sich dazu entschließen, einzelne Gleichgewichtsstörungen mit Gelassenheit zu ertragen, statt jede lebendige Regung sofort unterbinden zu wollen. Gefahren für die Gesellschaft und ihre freie Entwicklung gehen heute weniger vom einzelnen aus als von den Apparaten, nicht zuletzt von denen des Sozialismus selbst. Der sozialistische Soziologe Dr. Ernst Glaser beklagt diesen Zustand in seinem Buch „Mensch und Gesellschaft“ mit folgenden Worten: „Sie (die Führungsgruppe) läßt zu Führungsaufgaben nur mehr diejenigen Personen zu, die zu ihr gehören oder sich ihr unterwerfen . . . der Ausschaltung aller Oppositionsgruppen folgt die Verhinderung der Bildung einer organisierten Opposition. Innerhalb der siegreichen Fraktion gewinnt bald ein kleiner Kreis die Macht, der eigentlich den Apparat in der Hand hält und lenkt. Die Führungsgruppe wird damit zur Oligarchie, zur Herrschaft weniger . . .“ Auch wenn man den heutigen Spitzen des Sozialismus ein solches Vorgehen nicht insinuieren will, bleibt die technische Perfektion der Machtapparate beunruhigend. Vieles wird in Zukunft davon abhängen, wer ihre Schalthebel in die Hand bekommt. Erst an solchen Stellen könnte der nicht humanistisch geformte, gemeinschaftslose einzelne gefährlich werden; und nur dann, wenn er kulturell ein Barbar bleibt, wenn er als Neo-Primitiver dorthin gelangt.

Dieser Gefahr ist wohl am besten dadurch zu steuern, daß die zur Schaltposition Vorstrebenden durch jene geistigen und moralischen Schichten hindurchgefiltert werden, die „von Geburt an“, um mit dem Dichter zu reden, „ihr Gewissen höher halten als ihr Wissen“. Die sind aber dem unmittelbaren politischen Zugriff zumeist entzogen und sind nur indirekt zu aktivieren. Aus ihren Reihen, aus der psychisch individualisierten jungen Generation, ist der einzige Zuwachs für die sehr dünn gewordenen Eliten zu erwarten, die über genügend geistige Freiheit und Selbständigkeit verfügen, um uns gegen die erwähnten Gefahren zu sichern. Echte Sicherheiten können nie aus den Massen der

blinden Anhänger kommen, auch nicht aus den Schichten der Berufsfunktionäre, die ja zumeist nur willige Angestellte des Apparats sind.

Es ist eine Täuschung, daß es eine Alternative zwischen Sicherheit und Freiheit, zwischen Brot und Freiheit gibt. Der Verlust der Freiheit bedeutet zum Schluß immer auch den Verlust des Brotes. In der heutigen Situation kommt es doch mehr auf jene an, die allein stehen, ohne sich rückzuversichern und ohne ihr persönliches Gewissen gegen ein kollektives Gewissen (das nämlich gar keines ist) einzutauschen. Sie sind es, die die Freiheit, das höchste Gut des Menschen, wirklich verteidigen. Und nur wenn es dem Sozialismus gelingt, diese Menschen für sich zu interessieren und ihre Sympathien zu gewinnen, hat er Aussicht auf schöpferischen Fortbestand.

ALEXANDER GIESE: **ES GEHT UM DIE GEMEINSCHAFT**

Schon Karl Bednariks richtige Feststellung, daß die junge Arbeitergeneration von heute anders ist, als die ihrer Väter und Großväter, bewirkte eine erfreuliche Anteilnahme der Öffentlichkeit an seinem diskutablen Werk. Ich hatte Gelegenheit, bei einer Diskussion im „Österreichischen College" dem Autor einige kritische Einwendungen vorzuhalten, unter anderem: daß er den „Schlurf" als Typ des jungen Arbeiters der Gegenwart schildere; daß er behaupte, unsere Jugend habe nur Zugang zu Ersatzwerten und das Menschliche habe sich in dieser jungen Generation nicht erneuert; daß er Diagnosen stelle, hiebei jedcch die gesicherten wirtschaftlichen Methoden vernachlässige; und dergleichen mehr.

Als ich vom FORVM zur „Pro-und-Contra"-Diskussion mit Bednarik eingeladen wurde, erwartete ich, daß er den Einwänden, die ich (in viel umfangreicherem Maß als oben angedeutet) vorgebracht hatte, nunmehr entgegentreten würde. Mein Partner zieht es jedoch vor, die Diskussion über den jungen Arbeiter nicht wieder aufzunehmen, sondern „zu den Kernproblemen des Sozialismus" vorzudringen. Gleichgültig, ob er damit meine Argumente gegen sein Buch anerkennt oder nicht — mit dieser Hinwendung zum Prinzipiellen bestätigt er mir jedenfalls meine vorher nicht ganz sichere Vermutung, daß es ihm schon in seinem Buch nicht um eine Typologie des jungen Arbeiters von heute gegangen ist, sondern um eine Kritik am Sozialismus. Dagegen wird niemand etwas einzuwenden haben. Wozu aber dann die soziologisierende Tarnung, wozu das pseudowissenschaftliche Gewand?

Zugegeben, daß vergangene Generationen eine pathetische Stilisierung auf Gemeinschaftlichkeit hin betrieben. Soviel ich darunter verstehen kann, heißt das: der denkende Sozialist empfand den Gesellschaftszustand, den er aus dem ökonomischen Gesichtswinkel betrachtet, als den einer gestörten und zerstörten Gemeinschaft. Die Produktions- und Eigentumsverhältnisse zu Beginn der industriellen Revolution und bis zu ihrem Höhepunkt haben die Gemeinschaft desorganisiert. Aber wer betrieb jemals eine pathetische Stilisierung? Sicherlich nicht die Arbeiterschaft, der selbst der Begriff und die Tat der Solidarität ohne Pathos erlebbar ist (zum Pathos wird sie erst, wenn sie Journalisten oder Propagandisten in die Hände fällt). Daß die Sozialisten romantische Vorstellungen von der Gemeinschaft hätten, ist mir neu. Es gibt lediglich realistische und utopische Strömungen im gegenwärtigen wie im historischen Sozialismus. Ich glaube dennoch zu ahnen, was Bednarik meint: entweder belustigt er sich über die chiliastische Vorstellung einer zukünftigen brüderlichen Gemeinschaft, die einige Sozialisten an Stelle unserer mechanistischen Gesellschaft erträumen, — oder er will sagen, daß es eine rationale Lösung der Gesellschaftsprobleme, ein Leben in Frieden und Freiheit, ein Leben in Sicherheit und Wohlstand, nicht geben kann. Das sind beides Thesen, über die sich diskutieren läßt. Was aber ist dann mit seiner Behauptung anzufangen, daß infolge der allgemeinen Hebung des Lebensstandards die Zukunft keine befeuernde Wirkung mehr ausübt und daß für den einzelnen „die Gegenwart interessant wird"? Nicht die allgemeine Hebung des Lebensstandards entscheidet hier, sondern die präzis faßbare Differenz zwischen verschiedenen Höhen des Lebensstandards in einer Gesellschaft; und für den Zeitgenossen war die Gegenwart zu jeder Zeit „interessant" (was übrigens zu wenig eindeutig gesagt ist, um in einer Diskussion verwendet zu werden). Und warum „liefert der Gegenwartszustand einer Gesellschaft kein Ziel, aus dem sich eine Moral ableiten ließe"? Leben wir in einer Gesellschaft, die durch Korruption verdorben ist, so laßt uns eine denken, eine verwirklichen, in der die Korruption möglichst eingeschränkt und eingeengt oder sogar ganz verschwunden sein wird.

Bedeutungsvoller ist das Broch-Zitat, das ich in seinem ursprünglichen Zusammenhang nicht kenne: „Humanismus ohne Ebenbildlichkeit". Das heißt doch: der Humanismus brauche einen Bezugspunkt, vermutlich religiöse Systeme, Gott und Kirche. Der Mensch als das Ebenbild Gottes: das ergäbe ein Bezugssystem, das tadellos funktioniert. Es hat auch in der Tat lange funktioniert, so lange, bis die industrielle Gesellschaft diese Ebenbildlichkeit nicht mehr verwirklichen konnte. Darf man von Ebenbildlichkeit sprechen, wenn der Mensch oder seine Arbeitsleistung als Ware, der Arbeiter als Objekt wirtschaftlicher, politischer und klerikaler Kalkulationen betrachtet wird? Wenn es — wie etwa im Falle Österreichs — keine breite und starke Verbindung zwischen Kirche und Arbeiterschaft gibt, dann wird wohl der „Hirte" zu überlegen haben, ob sein Bild des Menschen für den Arbeiter vorbildlich sein kann, ob er nicht mehr mit dem Guts- und Güterverwalter als mit der „Herde" verbunden ist.

*

Mein Gesprächspartner wendet sich hierauf dem Worte „totalitär" zu: es gebe keine totalen Gesellschaften mehr — darunter versteht er geschlossene Lebens- und Arbeitskreise, wie etwa die der vergangenen bäuerlichen Dorfgemeinschaft —, sondern nur Gesellschaften, die einen Anspruch auf Totalität erheben. Ich weiß nicht, wem er das sagt. Der Kommunismus strebt totalitäre Gesellschaftsformen an und bemüht sich, sie immer mehr zu verwirklichen; dem demokratischen Sozialismus sind totalitäre Bestrebungen theoretisch und praktisch fremd. Bednarik sagt weiter: „Wer seine Gesellschaftstheorie aus der Vergangenheit abzuleiten versucht, der läuft Gefahr, mit der Wirklichkeit in Widerspruch zu geraten." Muß man ihn wirklich erst auf die Binsenweisheit aufmerksam machen, daß alles Material, mit dem wir an der Zukunft bauen, aus der Vergangenheit stammt? Das sagt sogar Bednarik selbst wenige Zeilen später, wenn er auf unsere Kultur zu sprechen kommt. Vorher aber schreitet er noch an die nötigen Richtigstellungen.

*

Der Sozialismus soll, Bednarik zufolge, „eingegliedert" werden in die Gesamterscheinung des weltgeschichtlichen Prozesses der industriellen Revolution. Was heißt das? Die industrielle Revolution ist ein Vorgang, den wir täglich erleben; der Sozialismus ist ein Komplex an Theorien, Ideen und Vorstellungen, demgemäß eine Anzahl von Parteien, Organisationen und Einzelpersonen ihre Handlungen einrichten. Beides sind geschichtliche Tatsachen, die vorhanden sind und wirken. Die industrielle Revolution ist eine der „Ursachen" des Sozialismus. Wie soll sich ein Teilfaktum der Geschichte in ein anderes eingliedern? Vermutlich meint Bednarik, der Sozialismus bekämpfe im 20. Jahrhundert die Auswüchse des 19. Tatsächlich sind es nur die Kräfte des Sozialismus, die im 20. Jahrhundert ein Zurücksinken auf das gesellschaftliche Niveau und die Arbeitsverhältnisse des 19. Jahr-

DR. ALEXANDER GIESE, geboren 1921 in Wien, war Mittelschullehrer, ist Mitarbeiter des Bildungsreferates des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, auch im Volksbildungswesen tätig, und Konsulent der Wissenschaftlichen Abteilung von Radio Wien.

hunderts verhindern. Bednarik sagt, die „Fundamental-Demokratisierung“ vollziehe sich nicht durch die Wirksamkeit des Sozialismus. Das sagt er mitten in Mitteleuropa, mitten unter den steinernen, schriftlichen, ja selbst den personellen Zeugen des Kampfes um das allgemeine, freie und geheime Wahlrecht!

Zwei Sätze über Amerika machen sich immer gut. Aber ist das Sozialproblem Amerikas damit überhaupt „angeschnitten“ (um im Ton zu bleiben)? Ich habe auf meiner Amerikareise im Frühjahr 1953 nicht gemerkt, daß Wohlstand und Mußegestaltung bereits die ganzen amerikanischen Sozialprobleme darstellen. Es gibt noch eine Menge anderer, wie etwa die Beziehung von Labor und Management, die Rassenfrage, die Art der Interessenvertretungen usw.

Der nächste Satz kommt der Wahrheit näher: „Das soziale Hauptproblem unserer Tage ist das des Konsums und der Kulturteilnahme.“ Konsum aber ist ohne Produktion und Produktion ist ohne entsprechende Beteiligung nicht möglich; und Kulturteilnahme ist nur dann möglich, wenn der Mensch in unserer industriellen Gesellschaft *Zeit* genug hat — Freiheitszeiten und Freiheitsräume, würde Friedrich Heer sagen. Der achtstündige Arbeitstag, de facto oft ein neun-, zehn- und elfstündiger (mit An- und Abfahrtszeiten), gibt keinen Freiheitsraum und keine Freiheitszeit für die schöpferische Arbeit des Gestaltens und Nacherlebens. Vielleicht bleibt gerade soviel „Platz“, ein Kino zu besuchen, ein Theater oder ein Konzert; gerade soviel Zeit, ein Buch (mit Unterbrechungen) zu lesen. Jedenfalls fehlt der Freiheitsspielraum vorher und nachher, der, um wieder Heer zu zitieren, etwa den mittelalterlichen Kooperationen bei ihren Jahresfesten so großzügig zur Verfügung stand.

*

Das Individuum scheint mir heute durchaus nicht durch „mobile Existenz“ gekennzeichnet zu sein. Das Korrelat zur technischen Mobilität, im personal-geistigen Raum, ist meines Erachtens gar nicht mit mobil zu bezeichnen. Stagnation, Entfremdung, Überforderung, Statik und Zurückziehen auf Positionen, die als Tabu-Raum angesprochen werden — das sind einige Schlagworte, die den tatsächlichen Sachverhalt kennzeichnen würden. Aber ebenso scheint es mir ein Trugschluß zu sein, wenn man generell von einem Individuationsprozeß spricht, den die Gesellschaft heute durchmacht. Denn daneben besteht die Tendenz zu stärkster Institutionalisierung. Der Sozialapparat und der Arbeitsprozeß fordern so viel Lebensraum und Lebenszeit, daß für die private Gestaltung des Individuums zur Persönlichkeit (innerhalb des Familien- und Freundeskreises) sehr wenig Zeit bleibt. Die übergreifenden Organisationsformen unserer Gesellschaft, die Arbeit, Sozialkontakt und Vergnügen regeln oder zu regeln suchen, absorbieren einen großen Teil des Menschlichen, der früher der privaten Bildung und der privaten Gestaltung überlassen war. Dieser Vorgang ist bereits habituell geworden und wird vielfach als normal empfunden. Das Vorhandensein großer Organisationen in allen Bereichen des menschlichen Lebens ist nämlich auch eine Gewähr für den moralischen Fortschritt, der offenbar nur über den Umweg der Institutionen und nie auf dem Weg der Privatmoral erfolgen kann. Andernfalls müßten die Philosophen und Ethiker die Welt bereits verändert haben.

Wesentlich ist also die institutionelle Sicherung der Gesellschaftsmoral *und* die Sicherung gegen Übergriffe der Institutionen in den privatmoralischen Raum — beides durch das Wagnis echter Demokratie.

Was versteht Bednarik unter dem „gescheiterten Entdramatisierungsversuch des Sozialismus“? Schöngeistige Kritiker am Sozialismus meinen oft, daß dem Sozialismus die Tragik, die Tragödie des Menschen, aus dem Blickfeld schwinde. Ich glaube: niemand braucht zu befürchten, daß selbst bei rationellster Ordnung unseres Lebens das tragische Moment überhaupt verschwinden könne. Der Sozialismus nimmt sich nur vor, es dort zu reduzieren, wo es nicht naturnotwendig auftritt. Gegen Lawinenkatastrophen wird der Mensch nie gefeit sein. Aber vielleicht gelingt es uns, ihn vor Wirtschaftskatastrophen zu behüten. Bednarik imputiert dem Sozialismus das Ziel der Entdramatisierung. Das ist erfreulich, denn viel öfter hört man, der Sozialismus tendiere zur Zerstörung der Gesellschaft durch den Klassenkampf. Erfreulich ist auch die Erkenntnis, daß der Sozialismus Spannungen beseitigen will, die aus wirtschaftlichen Gründen entstehen. Niemand behauptet, der Sozialismus werde irgendwann einmal fähig sein, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, in der nur sanfte Lämmlein auf der Wiese grasen. Der Mensch bleibt des Menschen Wolf. Aber man müßte erreichen können, daß der böse Wolf nicht ungestraft und unter Privilegien das Schäfchen frißt.

„Moral ist das Schattenbild kommender Güter.“ Ist sie nicht eher das Schattenbild bestehender Machtverhältnisse?

*

Bednarik weiß felsenfest, daß der Sozialismus keine Kultur hervorbringen kann. Sicherlich wird es nicht eine Kultur sein, wie die Erfinder des Proletkult sie sich vorstellen. Kommunismus plus Elektrizität — so einfach ist das nicht. Aber ist denn die (wenn auch noch sehr passive) Teilnahme an künstlerischen und allgemein kulturellen Gütern in unseren Breiten nicht gerade durch die Wirksamkeit des Sozialismus, durch sein Da-Sein, gewaltig gesteigert worden?

Kapitalismus wie Sozialismus — auch das ist eine Binsenweisheit — sind Kinder einer industriellen Revolution. Da wir diese noch durchmachen, ist der Sozialismus noch nicht überflüssig. Welches „*neue* Fair play“ sollte er stiften, da wir unsere Produktions- und Konsumfragen noch nicht gelöst haben? Will „der Sozialismus“ sein Machtbereich wirklich totalgesellschaftlich vergrößern? Sein Bekenntnis zur demokratischen Organisationsform und zur Demokratie in der Politik beweist, daß er, und gerade er, allen Totalitätsbestrebungen abgeschworen hat.

Jede menschliche Gesellschaft wird in größere und kleinere Gruppen zerfallen oder sich aus größeren und kleineren Gruppen organisch aufbauen. Es scheint, als hinge Bednarik selbst mit seinem Individualismus einem veralteten und romantischen Freiheitsbegriff an; als sollte er, nicht der Sozialismus, sich um eine neue Definition dieses Begriffs im Hinblick auf die kulturelle Entwicklung bemühen. Der Begriff der Freiheit wird und wurde in den verschiedensten Bedeutungen gebraucht, und die fachliche Diskussion über ihn wurde sehr oft mit der über den „freien Willen“ verquickt. Zu anderen Zeiten wieder bezog man Freiheit sehr konkret auf die „Freiheit der Aktion“ innerhalb der Gesellschaft. Was über den freien Willen und den Determinismus gesagt werden kann, fällt in das Gebiet der Metaphysik und der Ethik (und dort können nur normative Antworten gegeben werden). Vom Standpunkt unserer Diskussion ist das Problem der Freiheit hauptsächlich das der sozialen Struktur.

Die Menge an Freiheit, die ein Individuum besitzt, ist meßbar an der Zahl der Aktionen, die es durchführen kann, ohne von anderen gestört zu werden. Damit wird die Freiheit einer bestimmten Person sinngemäß zur Funktion der Freiheit einer beliebigen anderen, und damit erscheint die Freiheit jeder einzelnen Person und jeder Gruppe als Resultante ihrer Position gegenüber anderen Personen und Gruppen. Da der Mensch als politisches Wesen in Gruppen lebt, verdankt die konkrete Freiheit, deren er sich erfreut, ihre Dauer und Stärke allein der Stellung, die jeweils eine Gruppe den anderen gegenüber besitzt. In der Literatur des 19. Jahrhunderts war die romantische, höchst individuelle Freiheit sehr populär. Praktisch versagt sie, wenn man sie zur Analyse des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes gebrauchen will.

Der bisher höchste abendländische Wert, der den Menschen betraf, war das Bild der Persönlichkeit, gegründet auf der Freiheit des Individuums. Über der Massengesellschaft des Industriezeit-

alters leuchtet dieser Stern mit wechselnder Stärke. Wer nicht mithilft, die Freiheiten seiner Gruppe zu sichern, und nicht bereit ist, dabei auch Restriktionen persönlicher Natur in Kauf zu nehmen, wird von der Gruppe gegenüber — ohne deren bösen Willen, bloß auf Grund ihrer Masse — seiner Freiheit beraubt werden.

Einer Bedrohung durch den „Apparat" ist heute niemand schutzlos ausgesetzt, weil ihn ein „Gegenüber"-Apparat schützen kann. Allerdings sind die Apparate jeder Gruppe selbst bedroht, falls sie nicht mit dem alten Heilmittel der Demokratie, mit *noch* mehr Tropfen demokratischen Öls gesalbt werden. (Uhland glaubte noch mit einem einzigen Tropfen sein Auslangen zu finden.)

Es kommt tatsächlich nicht auf den einzelnen an. Mag er mit allen Vorzügen ausgestattet sein — er ist bedeutungslos in der Gesellschaft der Institutionen. Und nur wenn diese durchdemokratisiert sind, ist auch der einzelne gerettet.

Buttinger als Richter

Joseph Buttinger: „Am Beispiel Österreichs". Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln 1953

Es gibt noch keine Geschichte des österreichischen Parteiwesens. Bei historisch-politischen Gesamtdarstellungen aus der österreichischen Geschichte, aber auch bei politischen Biographien, wurde bisher insbesondere die Zeit der ersten Republik und der Kampfzeit gegen den Totalitarismus seit 1934 arg vernachlässigt. Um so bemerkenswerter ist es, daß nunmehr eine über 650 Seiten starke Geschichte der Sozialistischen Bewegung zwischen den Jahren 1934 und 1938-39 vorgelegt wird, die niemand Geringerer als der jahrelange Obmann des Zentralkomitees der illegalen Revolutionären Sozialisten (RS), Joseph Buttinger, verfaßt hat, der in der Partei den Decknamen Gustav Richter führte.

Buttinger ist zweifellos eine interessante Persönlichkeit mit unleugbaren schriftstellerischen Qualitäten, die er in diesem biographisch-historischen Werke unter Beweis stellt. Diese Qualitäten sind um so höher zu werten, da es sich bei ihm um einen Autodidakten handelt, der als armer Arbeiterbub aus einem oberösterreichischen Dorf zuerst Bauernknecht und dann Glasarbeiter geworden war, in die Sozialdemokratische Partei kam und auf Grund der Bildungseinflüsse der Arbeiterkulturorganisationen der zwanziger Jahre zuerst Jugenderzieher und schließlich Parteisekretär in einer Kärntner Kleinstadt wurde. In diesem Lebenslauf spiegelt sich in beispielhafter Weise die Entwicklung von Hunderten, ja Tausenden begabten österreichischen Arbeiterkindern wider, die in dem Humus der sozialistischen Arbeiterbewegung der ersten Republik eine Reifung erlebten, die ihnen sonst versagt geblieben wäre.

Mehr zufällig und vom Glück begünstigt — der Verfasser verschweigt dies nicht, sondern weist selbst darauf hin —, im tieferen Sinne aber doch symbolhaft folgerichtig, tritt er am Beginn des Jahres 1935 an die Spitze der größten sozialistischen Organisation, die es damals in Österreich gab, und erweist sich dort als eine Persönlichkeit, die eigenwillig ihre bisher erlernten und erlebten Einsichten in die Gesetze der Politik anzuwenden versucht. Nach 1938 wird diese Biographie allerdings atypisch. In der Emigration heiratet er die Gefährtin seiner illegalen Tätigkeit in Österreich, eine materiell wohlfundierte Amerikanerin, und lebt bis heute in den USA das Leben eines Rentners und Privatgelehrten. Ohne dieses Leben der äußeren Saturiertheit und des Studierens wäre wahrscheinlich diese Geschichte der RS gar nicht geschrieben worden. Wegen dieses Lebens aber, das für einen ehemaligen illegalen Arbeiterführer ungewöhnlich erscheint, setzt sich das Buch Mißdeutungen aus, die sich noch verstärken, weil es inhaltlich eine Kombination von anekdotischer Berichterstattung und theoretisch-ideologischer Auseinandersetzung mit den Prinzipien der sozialistischen Politik darstellt. Das Anekdotische wird vom Verfasser wohl wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung berücksichtigt — die politischen Zusammenhänge sollen dahinter um so klarer hervortreten; wie in jeder Biographie solcher Art werden jedoch in der Darstellung die sachlichen Differenzen mit anderen Personen nur allzuleicht durch eine Überbetonung ihrer persönlichen Schwächen verschärft, wodurch die eigene Fähigkeit zwangsläufig besser ins Licht rückt.

Das Wesentliche an dem Buche ist aber doch das, was Buttinger über die Veränderungen der politischen „Linie" der illegalen Sozialisten zu berichten vermag. Für den politisch interessierten Menschen, der sich damals schon und später noch mit diesen Fragen beschäftigte, ist die Darstellung dieser Entwicklungen wohl nicht grundsätzlich neu, sie erhält jedoch durch Buttinger markantere Konturen. Daß „am Beispiel Österreichs" ein „geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung" geliefert werden kann, läßt sich nicht leugnen; ob daraus die gleichen Konsequenzen gezogen werden müssen, die Buttinger zieht, ist allerdings höchst fraglich. Um welche Probleme dreht es sich eigentlich?

Die Sozialdemokratische Partei war in Österreich bis 1933 bzw. 1934 eine oppositionelle Massenpartei mit allen Vor- und Nachteilen einer solchen Großorganisation, die einen umfangreichen bürokratischen Apparat und eine große Anzahl von Nebenorganisationen besaß und eine ideologische Haltung zeigte, in der sich der austromarxistische Radikalismus mit einem reformistischen Praktizismus vereinigte. In der „Nachfebruar-Kritik" drückte sich eine Abkehr von diesen Einstellungen aus, die allmählich auch vom Auslandsbüro in Brünn zur Kenntnis genommen werden mußte. Nach Überwindung der ersten Krisenerscheinungen in den illegalen Parteigruppen und der ersten Illusionen über die Kraft des mitteleuropäischen Faschismus konstituierte sich im Frühjahr 1935 die „Organisation der langen Perspektive" als eine illegale Kaderpartei, die sich scharf gegen die Kommunisten abgrenzte, die legale und illegale Gewerkschaftsbewegung beeinflußte und damit die „Erneuerung" zum Gipfelpunkt ihrer äußeren Erfolge zu führen vermochte. Auf dem Hintergrunde der gesamteuropäischen Entwicklung der folgenden Monate und Jahre entstand jedoch ein immer deutlicher werdender Gegensatz zwischen den „optimistischen" Zukunftsperspektiven, die vom Auslandsbüro und den Vertretern des alten Parteiapparates in der „Arbeiter-Zeitung" aufgezeigt wurden, und dem „Pessimismus" der im Inland tätigen Funktionäre, denen es widerstand, die komplizierten Verhältnisse der politischen Situation Österreichs und Europas mit dem Begriffsschema des traditionellen Austromarxismus analysiert zu erhalten. „Alles Geistige der Bewegung trug das zeitfremde Gepräge veralteter Formen", sagt Buttinger (S. 461) über diesen Zustand. Die Möglichkeiten der Wiederaufrichtung einer legalen sozialistischen Arbeiterbewegung, die als Traumbild vielen Sozialisten immer noch vor Augen stand, tauchte bekanntlich in den letzten Wochen des Schuschnigg-Regimes noch einmal am Horizonte auf. Die Besetzung Österreichs wurde dann auch der „Untergang der neuen Partei", die bis 1945 keine zentrale Sammlung mehr zustand brachte.

Das „Zerwürfnis", das in diesen letzten Monaten vor dem März 1938 zwischen Wien und Brünn eintrat, wird von Buttinger kennzeichnenderweise als eine Auseinandersetzung zwischen ihm und Otto Bauer geschildert. Der Leiter des Auslandsbüros genoß fast als der einzige Vertreter der alten Parteileitung noch immer das Ansehen eines bedeutenden politischen Ideologen und Praktikers. Um so schmerzlicher erschien es den „neuen Menschen" der neuen Partei, daß sich ihre Schlußfolgerungen aus den politischen Zeitereignissen immer weniger mit den seinen deckten. Ein menschlich ergreifendes Dokument dieser Beziehung — die moderne Psychologie würde sie „ambivalent" nennen — stellt die Schilderung Buttingers von seinem letzten Besuch in Brünn am 11. März 1938 dar:

> „Richter wußte nun, was er in Brünn gesucht hatte, aber er wußte auch, daß sein Suchen vergeblich gewesen war. Er war nicht nur gekommen, um sich mit Bauer in letzter Minute über den politischen Sinn der Ereignisse zu verständigen, deren Sprache, wie er

meinte, nun völlig unmißverständlich geworden war; er war gekommen, um mit dem Ablauf der Ereignisse gleichzeitig auch die Kluft zu überbrücken, die sich bei der Beurteilung dieser Ereignisse zwischen ihnen aufgetan hatte; er besuchte ihn gewissermaßen im Namen der ‚neuen Menschen', von der stillen Hoffnung bewegt, daß ihr Bruch mit der alten Ideenwelt vielleicht doch nicht ganz unvermeidlich sei, und daß ein freundschaftliches Verhältnis zu Otto Bauer die Werte der Vergangenheit in die unsichere Zukunft der Partei hinüberretten werde."

Da sich die Kluft nicht überbrücken ließ, resümiert Buttinger:

> „Der 11. März 1938 brachte Richter nicht nur den Untergang der neuen Partei, sondern auch die traurige Gewißheit, daß sein Bruch mit den sozialistischen Kräften der Vergangenheit unwiderruflich geworden war."

Mit diesem Satz, der bereits 130 Seiten vor dem Schluß seines Buches steht, ist eigentlich das Ende der geistigen Entwicklung Buttingers ausgesprochen. Er blieb nämlich im Negativen stecken und vermag auch heute nicht die soziologischen und politischen Probleme des europäischen Sozialismus nach 1938 und 1945 zu erkennen; er sieht sie nur als Rückfall in den Reformismus und Bürokratismus der Vorkriegszeit. Und obwohl er sich ständig dagegen wehrte, daß eine durch die Entwicklung überholte Phraseologie die Erkenntnis der realen Gegebenheiten verschleierte („Alles Geistige der Bewegung trug das zeitfremde Gepräge veralteter Formen"!), verfällt er bei der Kritik der Gegenwartsverhältnisse in eine ähnliche Rhetorik. („Ohne eine revolutionäre Neuordnung der Gesellschaft könnte es aber keine neue Politik und ohne spontane revolutionäre Aktionen der Massen keine politische Erneuerung der Arbeiterbewegung geben." S.605.)

Die RS-Ideologie, die aus der Nachfebruar-Periode der österreichischen sozialistischen Bewegung erwuchs, enthüllt sich bei Buttinger — und wahrscheinlich nicht nur bei ihm — in allen ihren Stärken und Schwächen: in der Stärke einer scharfsinnigen, kritischen Analyse sozialer und politischer Abläufe und der parteisoziologischen Entwicklungen oligarchischer Führungsgruppen; in der Schwäche ihrer konstruktiven Vorschläge bei der Bewältigung realer politischer und gesellschaftlicher Aufgaben. Wie wir heute wissen, waren diese Stärken und Schwächen auch die der politischen Leistung und der Persönlichkeit Otto Bauers. So betrachtet, ergibt sich also, daß Buttinger seinen großen Lehrer wohl bekämpfte, aber doch nicht überwand. Was nicht Wunder nimmt, wenn man aus Buttingers eigenen Worten (S. 457) erfährt, daß er, „wenn irgendeiner, ein echtes Produkt seiner (nämlich Otto Bauers) sozialistischen Erziehung war".

Ernst Glaser

LITERATUR

RUDOLF BRUNNGRABER

Traumwanderung

AUS DEM BEI ROWOHLT (HAMBURG) DEMNÄCHST ERSCHEINENDEN ROMAN „FEGEFEUER"

„Fegefeuer", der neue Roman Rudolf Brunngrabers, beschäftigt sich mit Fragen der Religiosität und des Metaphysischen schlechthin und mit den Folgen, die sich aus einer gänzlichen Ablehnung all dessen ergeben. Die Handlung kreist um die Figur eines Dominikaners, der seinem Orden entflieht und zwischen weltlicher und geistlicher Welt die Probleme des modernen Lebens austrägt.

Nachstehend veröffentlichen wir Teile eines Abschnitts, in dem Erlebnisse der Wirklichkeit als eine Art Traum-Resumee zusammengefaßt und übersteigert sind.

Allerdings nahm mich nun auch das Bild gefangen, das sich jenseits der landschaftsweiten Riesenpforte erschloß.

Von einer vollendet halbkreisförmig sich hinausziehenden Bucht stieg eine Stadt, augenscheinlich eine sizilianische, stufenweise in die niedere Bergrunde hinauf. Alle ihre Bauwerke waren dem Meer und der Sonne zugewandt, von deren Untergangslicht alles düster funkelte, doch war das Gestirn selbst, wie wir verwundert feststellen mußten, auch in der Horizonttiefe nicht mehr zu erblicken. Demnach konnte der rote Gluthauch, der auch den Himmel überzog, nur als Widerschein erklärt werden, wenngleich er dafür zu heftig anmutete. Aber darin lag nicht die einzige Rätselhaftigkeit.

Als wir jetzt, längs der Hafenzeile, in die Stadt hineinwanderten, sahen wir am Strand, und zwar durch die ganze Weite der fern sich hinziehenden Bucht, Kreuze aufgereiht und an jedem einen Hingerichteten. Auch die Gekreuzigten alle hingen mit dem Gesicht zum Meer, und wie die ragenden Pfähle mit ihren leiberbehangenen Querbalken in regelmäßigen Abständen die ganze Bucht auswanderten, war das eine grauenhafte Perspektive.

Sind das, erkundigte ich mich bei meinem Begleiter, die tausende Gekreuzigten nach dem Spartakus-Aufstand?

Nein, belehrte mich Balbe diesmal geradezu mit Genugtuung, denn der Kreuze sind hier noch weit mehr als in jener Massenschlächterei. Sie stehen nämlich auch symbolisch da für solche, die den Scheiterhaufen, das Rad, die seidene Schnur, die Guillotine oder sonst eine Todesart erlitten haben, die der pathetische Mitmensch zu erfinden beliebte. Jedenfalls hängt hier alles nebeneinander, was jeweils durch die wechselvollen Zeiten von der Gesellschaft zum Verbrecher gestempelt worden ist, von Spartakus also, wenn du willst, über Hus bis zum rebellierenden Opfer aus Karaganda.

Daraufhin wandten wir uns den Häusern zu, die sich der Bucht zunächst aneinanderreihten und vor denen es von Menschen wimmelte. Denn da war Schenke neben Schenke aufgeschlagen, aus denen uns auch die vielerlei Musik, die wir schon seit einer Weile hörten, entgegentönte, und der Zuspruch, den ihnen die vielen Gäste mit ihrem brausenden Massenlaut widmeten, berührte so, als müßte er mitten ins Leben führen.

Der genauere Anblick der Zechenden freilich, von Männern und Weibern und Halbwüchsigen, war insofern seltsam, als sie aus den verschiedensten Zeiten und Völkern zu stammen schienen. Zumindest konnte das Durcheinander von Togen, Schauben und Smokings, von Tuniken, Krinolinen und Bastschürzen, von Eskarpins, Pantalons und Shorts, von Helmen, Tulipanen und Strohhüten und wie dieses Kunterbunt von allen Rassen getragen wurde, nicht anders verstanden werden. Als noch befremdlicher aber stellte sich beim Nähertreten heraus, daß den Zechenden, unbeschadet ihrer je nach Vermögen prahlerisch oder gedrückt zur Schau getragenen Gutlaunigkeit, alle ihre Gebreste anzumerken waren. Da gab es asthmatisch schnaufende Verfettete und keuchende Tuberkulöse, bis auf die Knochen abgemagerte Krebskranke und idiotische Verkalkte, gelbsüchtige Leberleidende und Hohläugige, wie aus dem Grab gezogen, mit schrumpfender Niere, es gab Aschfahle, als wären sie ausgeblutet, und hektische und grüngesichtige Moribunde, zu schweigen von denen, mit weggefressener Nase oder einem Nilpferdmaul, die den Aussatz in klaffenden Schwären auf der Haut trugen. Und alle diese bresthaften Kreaturen zeigten, wie sich die eine oder die andere üble Eigenschaft an ihnen besonders ausgeprägt hatte, ihre Köpfe auf irgendeine Tierähnlichkeit zu gewandelt, zu der von Haifisch, Walroß und Geier, von Hammel und Schwein, oder von Spitzmaus und Tapir. Solcherart bildete dieser Karneval auch eine Menagerie und einen Jahrmarkt des Kretinismus. Und die Saufenden toasteten den Gekreuzigten zu.

Gibt es hier denn keine Wundertäter? begehrte ich in wilder Bitterkeit auf. Aber Balbe lachte nur belustigt jammernd vor sich hin: Die gab und gibt es nirgends.

Es war in mir wie ein immerwährendes inneres Kopfschütteln. Doch Balbe, seinen gläsernen Knaufstock schwingend, mein seltsamer Vergil, schritt mir einfach voraus, so daß ich ihm folgen mußte, wollte ich nicht ganz ratlos zurückbleiben. Im übrigen hörte auch der Schenkentrubel jetzt auf und wir kamen auf einen Platz hinaus, auf dem sich eine gedrängte Menge um ein Gerüst versammelt hatte. Der Ausrufer, dem sie lauschte und der oben stand, war mit Glatze, Brille und Vollbart vom Aussehen der Gelehrten, und er hielt einen mehrere Meter langen Stab in der Rechten, mit dem er, seine Ausführungen begleitend, immer wieder auf ein übermannsgroßes Laken wies, das hinter ihm auf eine Tafel gespannt war.

Auf dem Tuch fielen bräunliche Flecken auf, die — und zumal im zusammenfassenden Blick aus der Entfernung — das rohe Abbild eines menschlichen Körpers ergaben. Wie der Redner mit dem Zeigestab darlegte: das Abbild des Körpers von Jesus Christus. Der Mann nannte das Leichentuch, denn es sollte sich um jenes handeln, in das Joseph von Arimathea bei der Kreuzabnahme den toten Christus eingeschlagen hatte, die Santa Sindone, und er erklärte die Flecken, die er ein Vaporigraph, ein Ausdünstungsabbild, nannte, als den Abdruck von Jesu Leichnam auf der mit Myrrhe und Aloe präparierten Leinwand. Zur Erhärtung seiner Behauptung berief er sich nicht nur auf das Evangelium des Lukas, Kapitel 23, und das Evangelium des Johannes, Kapitel 19, sondern auch auf ein Gutachten der Académie des Sciences, das besagte, daß ein echtes Ausdünstungsabbild vorläge. Folglich, war des Redners emphatischer Schluß, hat Jesus Christus gelebt, auf Erden gewandelt und gelitten, und folglich hat er die Menschheit auch erlöst.

Überraschenderweise stimmte die Menge daraufhin das Lied an: Carry me back to old Virginny . . .

Da uns das nicht halten konnte, strebten wir außen um die Ansammlung herum. Wir erwarteten dabei, bald wieder weniger behindert zu sein, jedoch wir kamen auf einem benachbarten Platz in einen neuen Auflauf. Dieser war nicht um ein Gerüst massiert, sondern er staute sich vor einer in drei Stockwerken stufenförmig hochwachsenden Bühne. Und wie die Versammelten, unter denen ein mongoloider Typ in langen Steppenmänteln überwog, eine asiatische Atmosphäre verbreiteten, so erinnerten auch die Bühnenstockwerke, mit ihren nach oben ausschweifenden Gesimsen, an einen asiatischen Tempel.

Sonst allerdings war der Stufenaufbau von westlicher Alltäglichkeit, denn er bestand aus nichts anderem als Plakatwänden. Die Plakate freilich, an der untersten Stirnwand ihrer neun nebeneinander, wirkten in aller Gleichförmigkeit absonderlich. Sie stellten neun männliche Figuren hinter Gitterstäben dar, aber in Überlebensgröße und grell historisch kostümiert — in Wahrheit in Karikaturen von chinesischer Wildheit —, und da am Fuß jedes Käfigs auch der Name des Eingeschlossenen zu lesen stand, konnte kein Zweifel bleiben, wer gemeint war, nämlich: HERMES TRISMEGISTOS, DIONYSOS, ADONIS, ATTIS, MANI, MITHRAS, CHRISTUS, MOHAMMED und der tibetanische Held KESAR. Und damit auch die Käfige nicht mißverstanden würden, trug jeder zu Häupten des Eingekerkerten die Aufschrift: NO PRESENTE!

Zudem war dieses neunmalige NO PRESENTE! in einer zinnoberhellen Leuchtschrift angebracht, die, wie bei einer Lichtreklame, rhythmisch aufflammte und erlosch. Das gleiche Bild bot das zweite Stockwerk der Stufenbühne, mit dem Unterschied lediglich, daß hier, da der Bau sich nach oben verjüngte, nur sechs Plakate aufgezogen waren, drei und drei symmetrisch um ein leeres Mittelfeld. Die drei zur Linken zeigten, wieder hinter Gitterstäben, ZARATHUSTRA, LAOTSE und KONFUZIUS, und die zur Rechten den ÜBERMENSCHEN, den ADAM KADMON und den ZADDIK. Und auch über diesen glühte rhythmisch das NO PRESENTE! auf.

Erst das dritte Stockwerk war mit keinen Plakaten verkleidet. Es hatte, gegen die unteren Stufen gleichfalls sich verjüngend, seine eigene Form, und zwar die des gläsernen Modells einer orthodoxen Kirche. Das Modell ruhte scharfkantig, leuchtend klar und durchsichtig auf einem breiten Sockel mit Reliefverkleidung, und die flachen Kuppeln waren mit Gold überzogen. Im zentralen Prisma des Modells aber stand eine moderne Mumie, in schwarzem Sakkoanzug, mit mongolischem Glatzkopf und Knebelbart, und während auf dem breiten Sockel, dessen Relief die ins Knie gebrochenen Rosse der apokalyptischen Reiter zeigte, der Titel zu lesen war: GENERALSEKRETÄR DER MENSCHHEITSPARTEI, hieß es zu Häupten des von einem Konfektionär eingekleideten und konservierten Gegenwarts-Messias in steter Glut: PRESENTE!

Die eingekäfigten Heilsstifter, bemerkte ich zu meinem Begleiter, erinnern mich an die ausgesperrten Dämonen an den mittelalterlichen Domen, und dazu paßt auch, daß dieser Menschheitssekretär, wenn ich recht verstehe, dieser Patron aller Waisen und aller Erwachsenen, aller Unmündigen und aller Mündigen, unter einer orthodoxen Goldkuppel und über den zerschmetterten apokalyptischen Reitern steht.

Exactly! stimmte mir Balbe zu. Das schätzt du richtig ein. Und hätten sie mich zur Inszenierung beigezogen, würde ich dem einbalsamierten Generalsekretär der Menschheit auch das Blitzebündel des neuen Paradoxons in die Faust gedrückt haben, kraft dessen das Paradies vom Anfang der Zeiten an deren Ende verlegt wird.

Aber, wandte ich ein, es besteht doch schon dieser Titel Generalsekretär der Menschheitspartei aus einer sprachlichen Unmöglichkeit. — Das, mein Lieber, antwortete mein Vergil fast klangvoll, tut bei denen nichts zur Sache. Sieh sie dir doch an! Und er wies mit seinem gläsernen Knaufstock auf die Menge vor der Stufenbühne.

In der Tat war in die asiatische Masse eine Bewegung gekommen. Die Gestalten in den langen Mänteln hatten einen eigentümlichen Reigen begonnen. Sie hoben dabei kaum die bestiefelten Füße vom Boden, sie machten ganz knappe Schritte und sie beschrieben enge Kreise umeinander. Das erinnerte an eine Art somnambulen und lethargischen Veitstanzes und im Gesamtbild an die Zelebrierung eines rituell gelenkten Gedränges der Ziellosigkeit. Aber nun stieg aus dem Geschwärm auch ein dumpf raunender Singsang auf, und mit der Zeit verstanden wir die Worte: Wir — glauben — an — dich — und — dein kommendes Paradies — und — werden — jeden Ungläubigen — mittels — Genickschuß — vernichten.

Da ist mir ja, stammelte ich, aber mir wurde kalt im Gesicht, das Carry me back to old Virginny unter der Santa Sindone noch lieber.

Weil du, entgegnete Balbe ungerührt, nie aus deinem 19. Jahrhundert herauskommst und es billig haben willst.

Was heißt billig und 19. Jahrhundert, fuhr ich ihn an, ist das denn, und für welche Zeit immer, ein Ratschluß: Vernichtet werden aus Liebe? Und ich drängte Balbe, aus der tanzenden Derwisch-Masse der Asiaten wegstrebend, uns weiterzugeleiten.

Er war mir, in sich hineinkichernd, zu Willen, aber wir gerieten abermals auf einen Platz und in einen neuen Trubel. Diesmal handelte es sich um das dichtbevölkerte Gewirr von Tischen und Stühlen, die zu einem Kaffeehaus gehörten. Sein Name, der sich in eisblauer Neonschrift auch in der starken Untergangsglut über dem Gewimmel behauptete, war: EXISTENZ, und die Gäste stammten zur großen Mehrzahl aus der Gegenwart, nur eine Minderheit erinnerte an die letzte Jahrhundertwende. Viele Weiber hier trugen Hosen, die Männer buntscheckige Schals und lange Haare, und bei beiden Geschlechtern, die davon eulengesichtig erschienen, sah man häufig Hornbrillen. Die Unterhaltung prasselte mit äußerster Heftigkeit über die vielen Tische hin, und die Sentenz, die im Massenlaut immer wiederkehrte, war: Der Mensch erschafft sich selbst!

RUDOLF BRUNNGRABER, 1901 in Wien geboren, Literaturpreisträger der Stadt Wien (1951) und Präsident des „Verbandes sozialistischer Schriftsteller und Journalisten“, wurde um 1930 durch seinen Zeitroman „Karl und das 20. Jahrhundert“ bekannt, dem seither eine Reihe von „Wirtschaftsromanen“ wie „Radium“, „Opiumkrieg“, „Zucker auf Kuba“ und andere gefolgt sind.

Gedichte von Jesse Thoor

TESSINER NÄCHTE

Am Fuße des Kritone, wo Italiens Söhne unverzollte Lasten tragen,
wo das Gerank von Brombeerbüschen die entblößte Haut verletzt,
oft saß ich dort im Kreise meiner Brüder, so wie sie gehetzt —
und fröstelnd hörte ich die Glocken von Brissago schlagen.

Wie köstlich ist des Menschen Blut, wenn es durch seine Adern rinnt.
Wir wärmten Leib an Leib uns auf den weichen Moosmatratzen.
Denn kälter ist die Nacht schon im Tessin und ruhelos der Wind,
wenn in den Wäldern die Kastanien mit dumpfen Schlägen platzen.

Bedenkt: von fünfen war der erste noch ein Kind. Sein Ohr,
das linke, hatte ein Besessener ihm zur Hälfte abgebissen.
Drei waren aus Florenz. Von sonstwo her: ich, Jesse Thoor.

Und weithin war die Nacht von Blitz und Flammengarben aufgerissen,
als tief im Blute uns erklang wie Donnerschlag und Orgelton
das ewig stolze Lied der Freiheit — und das Lied der Rebellion.

SONETT VOM GUTEN WILLEN

Aus Nürnberg haben sie bei Sturm und Hagelschlag mich ausgestoßen.
In Hamburg löschten sie mir niederträchtig beide Augen aus.
Mit Lüge haben sie in München meine Seele übergossen.
Den letzten Rest Vernunft, den schlugen sie mir in Berlin heraus.

So habe ich das Sterben fürchterlich und tausendfach erlitten,
da ich — nicht Mensch noch Tier mehr — stöhnend aufgeschrien,
als sie, die Tollen, mir das Herz in meiner Brust entzweigeschnitten.
War es an jenem Tage der Gewalt im März, war es in Wien?

Ich sah um nichts mich weniger gehetzt im Narrenspiegel von Paris,
oh, minder nicht gelähmt in Rotterdam, in Basel oder Prag —
und dort, wo Unverstand mir noch das Eingeweide ganz zerstieß.

Nun mag der arge Reigen denn beendet sein, wie dieser Tag,
wie Licht und Schattenspiel, und so, wie etwas kommt und einmal endet:
Daß sich der Irrtum und die Not und alles, alles wieder wendet.

IM WINDE

Am 23. Januar 1905 unter Schmerzen im Schatten einer Monarchie geboren.
Auf Stroh mit Lumpen zugedeckt, später das Schädelchen kahlgeschoren.
Gelernt bei den grauen Schwestern Beten, Singen und Speichelschlucken,
wenn Luft im Magen gärt und Träume wie der Frühling seinen Nacken jucken.

Wer nimmt es da dem Knaben krumm, daß er die Welt erbost beschaute?
Ihm sproß die junge Republik gewiß nicht artig um den dünnen Bart.
Ein Rest Tabak aus seinem Munde und drei Tropfen Blut; auf diese Art
galt es gleich viel, als er der Freiheit Unterkunft und Barrikaden baute.

Das singt, weiß Gott, kein Vogel heute mehr von Moskau bis Korinth.
In Samenrispen aber lebt es fort, wenn auch die Namen nicht mehr sind.
Und wenn Verlassenheit ringsum und Trauer nur allein verblieben.

Und hat der dicke Unflat lüstern ihn durch ganz Europa schon getrieben:
da wächst es immer noch, wie Nacht und Regen fällt im Wind, im Wind.
So dieses im Gefängnis Kensington zur Kurzweil an die Wand geschrieben.

GEBET

Vater — deinen Segen zu mir, denn meine Füße wollen erlahmen.
Das Licht deiner Augen — und deinen Mund — und deinen Namen.
Und so, wie deine Seufzer waren, ehe sie zur Erde kamen.

Denn es ist klar, daß meine Gedanken noch immer grollen.
So fühle ich den Schlaf und das Dunkle in den Schläfen rollen.
Und wir wissen nicht mehr, was wir morgen beginnen sollen.

O Vater, es wird Nacht! Nun gib deinem Sohne und seinem Weibe
Brot genug, und Wasser in den Krug, den sie mir am Abend reicht.
Und milde Träume — ehe der Tag wieder die Sterne bleicht.

Hat nicht auch der Wind, wenn er schläft, Bett und Bleibe?
Sieben Jahre schon blutet mein Herz und meine Hände ruhn.
Nichts mehr habe ich. Nichts mehr bin ich. Was soll ich tun?

JESSE THOOR, recte Peter Höfler, wurde 1905 geboren, durchwanderte schon in seiner Jugend viele Länder und Berufe, lebte in Deutschland, von wo er 1933, und in Österreich, von wo er 1938 fliehen mußte, landete nach vielen Fährnissen der Emigration in England, überlebte den Krieg und ist 1952 in Lienz, Osttirol, plötzlich gestorben. Seine Gedichte, die unverkennbar von der Vagantenlyrik Villons und Brechts beeinflußt sind und auf die als einer der ersten Franz Werfel aufmerksam machte, haben mit Ausnahme eines Bändchens Sonette die Öffentlichkeit noch nicht erreicht. Die hier abgedruckten stammen aus nachgelassenen Manuskripten.

ARNOLD TOYNBEES WILDER WESTEN

Arnold Toynbee: „The World and the West“, Oxford University Press; deutsch: „Die Welt und der Westen“, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1953.

„Wenn wir auf die Begegnung zwischen Rußland und dem Westen aus der Perspektive des Historikers und nicht des Journalisten blicken, werden wir begreifen, daß die Russen während einer Periode von mehreren Jahrhunderten, bis 1945, aus denselben Gründen mit scheelen Augen auf den Westen geblickt haben, wie wir heutzutage mit scheelem Blick auf Rußland schauen . . . Denn Rußlands dauernde Gebietsverluste während der zeitweiligen Tartarenherrschaft waren nicht die Folge dieser Eroberung, sondern sind auf Rußlands westliche Nachbarn zurückzuführen, die Rußlands Darniederliegen dazu benutzten, aus seinen westlichen Randgebieten, aus Weißrußland und der westlichen Hälfte der Ukraine Stücke herauszuschneiden und der abendländischen Christenheit anzugliedern. Erst im Jahre 1945 hatte Rußland das letzte Stück der weiten Gebiete, die ihm im 13. und 14. Jahrhundert von den westlichen Mächten abgenommen worden waren, zurückgewonnen.“

*

Diese Feststellungen stammen nicht, wie man gerne annehmen möchte, aus der Feder eines Journalisten, der soeben von einem „Weltfriedenskongreß“ aus Asien in seine westliche Heimat zurückgekehrt ist und nun seinen Gastgebern den gebührenden Dank abstattet; sie wurden vielmehr 1952 in der British Broadcasting Company (BBC) von Arnold Toynbee während seiner „Reith Lectures“ gemacht, die in England für eine Art modernen Orakels gehalten werden. Der Ruhm, den Toynbee mit seiner gigantischen „Study of History“ diesseits und jenseits des Atlantik erworben hat, war Grund genug, das, was am besten ungesagt geblieben wäre, auch noch in den Druck zu befördern. Die Verleger haben auch in diesem Fall einen berühmten Namen schon fürs Werk genommen; denn anders kann man sich die Publikation einer Schrift nicht erklären, deren sachliche Argumente offensichtlich so falsch sind, daß sie von jedem Gymnasiasten, der nur einigermaßen auf ein „Genügend“ in Geschichte hoffen darf, widerlegt werden können.

Von den sechs Kapiteln der kleinen Schrift behandeln die ersten vier die „Begegnungen zwischen unserer westlichen Kultur und einer nicht-westlichen Gesellschaft: Rußland, dem Islam, Indien und dem Fernen Osten“. Das fünfte Kapitel handelt mehr allgemein von der Psychologie solcher Begegnungen; das letzte Kapitel zeigt das westliche Dilemma auf dem Hintergrund der griechisch-römischen

Begegnung mit der „Welt". Auch am Beispiel der griechisch-römischen Geschichte erweist sich nach Toynbee die Wahrheit des Sprichwortes, daß Hochmut vor dem Fall kommt; „daß die hohe Meinung, die diese zeitweilig herrschende griechisch-römische Gesellschaft von ihrem eigenen Wert hatte, unhaltbar wurde, als sie auf der die Wahrheit enthüllenden Waage der Geschichte gewogen wurde".

Da also dieses *historia docet* zugleich ein *memento mori* und gleichsam eine Aschermittwochpredigt für den von den Lastern des Hochmuts und der Aggressionslust befallenen „Westen" ist, tun wir gut daran, einmal „die Wahrheit enthüllende Waage der Geschichte", auf der uns Toynbee unseren Teil zuwiegt, zu untersuchen. Fragen wir nach den Maßen, mit denen da gewogen und zu leicht befunden wird. Halten wir uns dabei an das uns am nächsten liegende Kapitel, untersuchen wir das Verhältnis des Westens zu Rußland.

„Die Russen", so sagt Toynbee, „werden uns daran erinnern, daß ihr Land 1941, 1915, 1812 und 1709 durch Landarmeen aus dem Westen Einfälle erduldet hat . . . Die Polen 1610, die Franzosen 1812, die Deutschen 1941, sie alle zogen den gleichen Weg . . ." Wenn man von der Tatsache absieht, daß es (zumindest seit dem 18. Jahrhundert) die Europäer waren, die im steigenden Maße den russischen Druck auf den Westen fürchteten, so muß man billigerweise zugeben, daß, rein *geographisch* beurteilt, der „Westen" zu den genannten Zeiten Rußland überfallen hat; ja, wir müssen aus *dieser* Perspektive auch zugeben, „daß Russen, Asiaten und Afrikaner keine feinen Unterschiede zwischen den verschiedenen Horden der ‚Franken' machen, welcher Name bei ihnen der Gemeinschaftsname für alle abendländischen Völker ist".

Aber ist das die „Perspektive des Historikers", die, wie wir eingangs hörten, Toynbee doch für sich in Anspruch nimmt? Sie ist nicht einmal die Perspektive von Journalisten, sondern eben von den primitiven Völkern des Ostens, die sich ob ihrer Primitivität lange Zeit nicht wehren konnten und auch heute noch nicht wehren können gegen die — Propaganda, die ihnen den Imperialismus des Westens einreden möchte.

Kein Zweifel: Toynbee redet in seiner Schrift *nicht* als Propagandist, aber er macht es zweifelhaft, in welcher Eigenschaft er sonst vom „Westen" redet. Denn, wenngleich wir auch „für einige Minuten aus der uns angeborenen westlichen Haut zu schlüpfen und auf diese Begegnung der Welt und des Westens durch die Augen der großen nicht westlichen Mehrheit der Menschheit zu schauen versuchen" — wir können selbst aus dieser Perspektive nicht so etwas wie *den* Westen entdecken. Ja selbst wenn wir noch so sehnlich wünschten, es gäbe diesen Westen (als kompakten politischen Block) — es gibt ihn nicht, es hat ihn nie gegeben. Oder war es wirklich „der" Westen, als „die" Polen 1610 in Moskau einfielen (wiewohl es doch gewiß Rußland war, das seit der ersten Teilung Polens bis 1917 die größten Teile dieses unglücklichen Landes unter seiner Knute hielt); war es „der" Westen, als Napoleon 1812 nach Rußland zog, jener Napoleon, der fast mit der ganzen westlichen Welt im Kriege lag? Und war schließlich Hitler „der" Westen, als er 1941 neben seiner Front im Westen, Norden und Süden Europas noch eine Front im Osten bezog? Wenn „der" Westen einzig und allein von Adolf Hitler repräsentiert wurde, wozu zählten dann die Franzosen, Engländer, Amerikaner? Vor allem die Amerikaner, die 1941 Hitler den Krieg erklärt hatten und seit 1943 in steigendem Maße Rußland mit Waffen, Munition, Fahrzeugen, Flugzeugen und Lebensmitteln belieferten?

Das Erstaunliche ist, daß in der Perspektive Toynbees Amerika überhaupt nicht auftaucht. Das ist um so erstaunlicher, als Toynbee einen ziemlich erhabenen Standpunkt einnimmt. Er spricht von einer „Vogelperspektive, die die gesamte Menschheit erfaßt". Toynbees Vogel fliegt so hoch, daß „die Unterschiede zwischen der östlich-orthodoxen Christenheit und der Christenheit des Westens oder zwischen jeder dieser beiden Christenheiten und dem Islam — fast unkenntlich" werden. Was Wunder, daß man aus dieser Perspektive nicht einmal mehr Amerika sieht; daß aus diesem historischen Höhenflug ein Blindflug wird, der mit einer Notlandung im Lager des Feindes endet . . . Arnold Toynbee ist offensichtlich in eine Falle gegangen. In die Falle der Feindpropaganda, oder in die Falle des eigenen Denkens, das sich eine Perspektive gewählt hat, von der aus „die Unterschiede — fast unkenntlich" werden. Nehmen wir aber an, Toynbee sei nicht das Opfer des kalten Krieges geworden, nehmen wir an, er habe das Thema „Die Welt und der Westen" frei und nicht als ein „Gespräch mit dem Feind" gewählt, das schon, indem man die Fragestellung annimmt, als Unterwerfung unter die Prinzipien des Feindes beginnt — nehmen wir das alles an, dann wird die Unhaltbarkeit dieser Art von Geschichtsbetrachtung erst recht deutlich.

Wir müssen uns hier an die Begründung dieses Denkens im ersten Band der „Study of History" erinnern. Toynbee spricht dort von der „philosophischen Gleichzeitigkeit aller repräsentativen Kulturen". Veranschlagt man die physische Existenz des Menschen mit 300.000 Jahren, dann sind seine 6000 Jahre Kulturgeschichte wirklich nur „wie ein Tag", die Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturen werden hinfällig, und es zeigt sich das Muster, nach dem jegliche Geschichte gewirkt ist. Das Wesen der geschichtlichen Größen ist dann nicht das „Unvergleichliche", sondern ihre Vergleichbarkeit und somit ihre Intelligibilität.

Diese geschichtsphilosophische bzw. kultursoziologische Position wurde mit Recht als ein systematischer Fortschritt gegenüber Spenglers These von der Unvergleichbarkeit der Kulturen erkannt. Es bleibt nur die Frage, wieweit sich diese abstrakte Konzeption der „philosophischen Gleichzeitigkeit" auf die konkrete politische Situation anwenden läßt. Und Toynbee begeht einen gefährlichen Denkfehler, wenn er mit Hilfe seiner geschichtsphilosophischen Konzeption einen „Westen" konstruiert, den es historisch-politisch nie gegeben hat.

*

Heute geht es um die Einheit des Westens. Diese Einheit bedarf aber einer glaubwürdigen Begründung. Da Toynbees Schrift eine kulturell-kultische, eine religiös-weltanschauliche Einheit im Westen nicht mehr gegeben sieht, bleibt ihm nur jene negative „Einheit", die er aus der Ablehnung des „Westens" durch die „Welt" ableitet.

Offensichtlich ging es Arnold Toynbee bei der Abfassung des ersten Bandes seiner „Study of History" (1938) um die Einheit des Westens. Die jüngste Schrift jedoch, die uns nichts Gutes für die Abschlußbände des Hauptwerkes ahnen läßt, widerspricht der alten Einheitsidee vollends. Da Toynbee eine kulturell-kultische, eine religiös-weltanschauliche Einheit im Westen nicht mehr gegeben sieht, bleibt ihm nur jene negative „Einheit", die er aus der Ablehnung des „Westens" durch die „Welt" ableitet.

Aber ist der Westen schon „eins", weil die Welt in ihm einen einheitlichen Agressor sieht? Wird, um in Toynbees Terminologie zu sprechen, die Herausforderung (*challenge*), die der „Westen" heute durch die „Welt" erfährt, zu einer Antwort (*response*) führen?

Oder hängt die Einheit des Westens und damit die Zukunft der Welt nicht vielmehr davon ab, ob der Westen seinerseits der Welt überhaupt noch Fragen stellen kann?

Friedrich Hansen-Loeve

DEN SOWJETISCHEN WELTFRIEDENS-KONGRESSEN GEWIDMET

Sie riefen: „Frieden, Frieden!"
So riefen seit Jahren sie schon.
Doch wie sie es auch riefen,
Klangs einen ganz andern Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!"
So riefen sie All' im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder
Und stampften die Saaten uns ein.

Sie schleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Spien weiße Liljen hervor . . .

Aus dem Gedicht
„Der Invalide" von Anastasius Grün (1841)

FILM

ALFRED KORN

Zar und Flimmermann

ZU EINEM NEUEN FILM DES SOWJETISCHEN REGISSEURS MICHAIL ROM

„Der Junge vom Sklavenschiff" ist ein Sowjetfilm und spielt vor rund hundert Jahren. Wir befinden uns auf einem Schiff der Zaristischen Kriegsmarine. Die Flotte des Zaren war ein Kapitel für sich, das wissen wir vom „Panzerkreuzer Potemkin" — aber was wissen wir denn schon. Eigentlich waren es recht schwere Jungen, diese Potemkinschen Matrosen. Undisziplinierte, um nicht zu sagen: anarcho-syndikalistische Elemente. Ihr Diensteid bedeutete ihnen wenig, der Begriff „Vaterland" noch weniger — offenbar hielten sie sich für Proletarier, die keines haben. Genug davon.

Und nichts davon auf unserem Zarenschiff. Keine Maden im Fleisch (vielleicht gar kein Fleisch, man sieht nicht, was die Mannschaft ißt, doch ißt sie und ist's zufrieden). Keine Meuterei, sondern Ordnung, Zucht und strenge Sitte. Die Offiziere sind jederzeit, und mit Recht, Herren der Situation: dekorativ, in gepflegter Barttracht und makelloser Uniform, zurückhaltend, befehlsgewohnt, streng, aber gerecht, human und den tolpatschigen, etwas schmuddligen, zottelbärtigen Matrosen — durchwegs brave, aber auch etwas beschränkte Leute — väterlich gewogen. Ein Blick in die Mannschaftsquartiere bleibt uns erspart (die Regie ist sehr taktvoll), die Offiziere jedoch sehen wir in ihrer luxuriös ausgestatteten Messe, wo vom Klavier her in gedämpften Tönen Chopin erklingt. Die Besatzung insgesamt: eine Bruderschaft, hierarchisch gegliedert, doch vereint im Dienst an der Nation, die im milden Licht eines aufgeklärten Zarismus gedeiht.

Eines außerordentlich aufgeklärten Zarismus, in der Tat: Wir erfahren, daß die Flotte des Zaren ihren Ehrgeiz darein setzte, den Amerikanern, die es schon damals faustdick hinter den Ohren hatten, Sklaven abzujagen. Um eines kleinen Negerjungen willen — eben des „Jungen vom Sklavenschiff" — bestehen Kapitän, Offiziere und Matrosen des Zarenschiffs gefährliche Abenteuer und beschwören bedenkenlos diplomatische Konflikte herauf, wobei sie sich allerdings dank ihrer überlegenen Kultur den Engländern und Amerikanern gegenüber immer wieder durchsetzen. Kein Wunder. Denn bei den Amerikanern muß der kleine *Boy* die Stiefel des Kapitäns putzen (der ihn außerdem mit grausamen Fußtritten traktiert), bei den Russen hingegen findet sich *Maximka*, wie er dort humanerweise getauft wird, ständig im Mittelpunkt rührender Aufmerksamkeiten.

*

Mit „Panzerkreuzer Potemkin" konnte man Staat machen, das war ein filmisches Ereignis und mehr als das, bahnbrechend, eigengesetzlich, eruptiv ... Haß und Trotz im Antlitz eines verzweifelten Volkes . . . zaristische Stiefel und Bajonette, die die große Freitreppe von Odessa leerfegen von der aufgewühlten, aufrührerischen Masse . . . die drohenden Kanonen der Schwarzmeerflotte, die schweigend Tribut zollen, wenn die zerfetzte Fahne der Rebellion, die Flagge von Utopia, flackernd am Mast hochgeht, wenn das meuternde, besiegte Schiff die freie See gewinnt . . . es war ein großer Film, es war ein großer Wurf.

Das „Sklavenschiff", dieses bizarre Produkt der neuen Autokratie, die sich mit der alten — und keineswegs mit der eidbrüchigen Meute des subversiven Panzerkreuzers — eins fühlt, muß die Geschichte klassizistisch vergewaltigen, auf daß eine arrivierte Obrigkeit ihre parvenühafte Anmaßung bestätigt finde.

Der Weg ist klar. Vom „Panzerkreuzer Potemkin", vom „Weg ins Leben" über „Alexander Njewski" und „Peter den Großen" zu „Iwan dem Schrecklichen", zum „Sklavenschiff". Vom Postulat einer klassenlosen Gesellschaft über den „Kampf gegen die kleinbürgerliche Gleichmacherei" zu den „proletarischen" Sowjetmillionären. In der Armee: Garderegimenter (1941), Suworow-, Kutusow- und Alexander-Njewski-Orden (1942), die Epauletten der Zarenarmee (1943), die ökonomische Hierarchie der Zarenarmee. 1943 erhielt ein einfacher Soldat monatlich 10 Rubel, ein Leutnant 1000 Rubel, ein Oberst 2400 Rubel. Zur gleichen Zeit stand die Entlohnung eines einfachen Soldaten zu der eines Leutnants in der britischen Armee im Verhältnis von 1:4 (in der amerikanischen: 1:3, in der Sowjetarmee: 1:100).

Hier irrte Marx nicht: Es besteht eine Wechselbeziehung zwischen ideologischen und ökonomischen Prozessen. Wenn man von Ideen spricht, die eine ganze Gesellschaft umwälzen, „. . . spricht [man] damit nur die Tatsache aus, daß sich innerhalb der alten Gesellschaft die Elemente einer neuen gebildet haben, daß mit der Auflösung der alten Lebensverhältnisse die Auflösung der alten Ideen gleichen Schritt hält". (Das Kommunistische Manifest.)

Hieraus erhellt sich zugleich der Horizont des sowjetischen Kulturschaffenden. Im „XVIII. Brumaire des Louis Bonaparte" kennzeichnet Marx „das Verhältnis der *politischen* und *literarischen Vertreter* einer Klasse zu der Klasse, die sie vertreten" folgendermaßen: „Was sie zu Vertretern [ihrer Klasse] macht, ist, daß sie im Kopfe nicht über die Schranken hinauskommen, worüber [ihre Klasse] nicht im Leben hinauskommt, daß sie daher zu denselben Aufgaben und Lösungen theoretisch getrieben werden, wohin . . . das materielle Interesse und die gesellschaftliche Lage praktisch treiben."

In der Tat: Sie kommen im Kopfe nicht über die Schranken hinaus, die ihr gesellschaftliches Sein ihrem Bewußtsein auferlegt. Daher ihre Sympathie für den Zarismus. Daher ihre Xenophobie. Vom Panzerkreuzer Potemkin sind sie so weit entfernt wie die Praxis ihres täglichen Lebens von der Vision der Matrosen des Panzerkreuzers Aurora, die mit ihren Kanonen im Oktober 1917 den Winterpalast in Petrograd in Brand schossen und glaubten, es werde sich aus der Asche eine neue Welt erheben.

Als die Dynamik der Revolution noch am Werk war, schuf die russische Filmindustrie nicht zufällig den „Panzerkreuzer Potemkin". Auch daß sie heute diesen „Jungen vom Sklavenschiff" produziert, ist kein Zufall. Das stationäre Bild, die Monotonie des Bildausdrucks, die matten, bleiernen Farben, der abrupte, fahrige Schnitt, der infantile Lesebuchdialog, die Verzerrung und Nivellierung menschlicher und sozialer Beziehungen — wir wissen nicht, ob all dies der authentische Niederschlag der geistigen Atmosphäre Sowjetrußlands ist. Aber wir wissen, daß die Sowjetgesellschaft ihren revolutionären Vorfahren voll Unbehagen den Rücken zuwendet. Am wohlsten fühlt sie sich offenbar in jenem zwielichtigen Sacharin-Zarismus, in jenem fast konfliktlosen „juste milieu", das ihre Filmindustrie ihr vorspiegelt.

P. S.

WAS TRÄGT DER ELEGANTE HERR AUF DER BARRIKADE?

Aus einer Plauderei über die Berliner Viererkonferenz:

> *„Der farbloseste Minister ist Eden . . . Er ist stark gealtert und nicht mehr so elegant wie früher. Die Hemdkragen sind ihm zu weit geworden, und er mußte seinen Ruf als ‚schönster Mann' an Trojanowski, den Übersetzer Molotows, abtreten. Trojanowski . . . kleidet sich englisch . . ."*

Zu lesen nicht etwa in einem westlich-dekadenten Tratschmagazin, sondern am 14. Februar 1954 in der „Volksstimme", dem Zentralorgan der Kommunistischen Partei Österreichs.

AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (Februar 1954) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 24 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater und das Akademietheater je 8, das Theater in der Josefstadt 4, die Kammerspiele 1 und das Volkstheater 3. Es fanden insgesamt 5 Premieren statt (gegen 2 im Vormonat), die in der nachfolgenden Übersicht durch fetten Druck hervorgehoben sind. Die erste der hinter jedem Titel eingeklammerten Ziffern bezeichnet die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite bezeichnet die Gesamtzahl der Aufführungen seit Saisonbeginn.

BURGTHEATER

Tolstoi: Und das Licht scheinet in der Finsternis (10 — 31)
Lope de Vega: Die kluge Verliebte (9 — 18)
Shakespeare: Viel Lärm um Nichts (3 — 28)
Hofmannsthal: Jedermann (3 — 4)
Molière: Der eingebildete Kranke (1 — 4)
Shakespeare: Hamlet (1 — 3)
Grillparzer: König Ottokars Glück und Ende (1 — 2)
Schiller: **Wilhelm Tell** (1 — 1)

AKADEMIETHEATER

Raphaelson: **Zwickmühle** (10 — 10)
Anouilh: **Colombe** (6 — 6)
Bus-Fekete: Hexenschuß (5 — 52)
Langer: Ein Kamel geht durch das Nadelöhr (4 — 6)
Goethe: Iphigenie auf Tauris (3 — 7)
Lorca: Doña Rosita (1 — 33)
Filippo: Philomena Marturano (1 — 31)
Maugham-Berman: Jane (1 — 26)
Hofmannsthal: Jedermann (1 — 5, mit Burgtheateraufführungen)

THEATER IN DER JOSEFSTADT

Jacobsen: Wege des Zufalls (14 — 39)
Fry: **Die Dame ist nicht fürs Feuer** (13 — 13)
Anderson: Johanna aus Lothringen (7 — 42)
Grünwald-Straus: **Manon** (3 — 3)

KAMMERSPIELE

Bus-Fekete: Jean (36 — 119)

VOLKSTHEATER

Shaw: Androklus und der Löwe (17 — 41)
Nestroy: Der Schützling (15 — 39)
O'Casey: Der Preispokal (5 — 7)

Kritische Rückschau

DIE DARSTELLER DES „WILHELM TELL" hatten's von vornherein vielleicht gar nicht im Sinn, sich dergestalt zu entfesseln. Sie lebten still und harmlos, ihren Blick nur auf den Kasten des Souffleurs gerichtet — aber als der freiheitliche Beifall in die offene Szene hineinzuprasseln begann, gab's kein Halten mehr. Da legten sie los, daß der liebe Bühnendonner seine liebe Not hatte, sie zu übertönen. Und von da an ließ sich nicht mehr klarstellen, was die Stimmung des Abends war und was die Absicht der Regie. Und bei dieser Unklarheit blieb es.

Unklar, wie einem Manne vom Geschmack und der künstlerischen Intelligenz Josef Gielens, dem doch auch verhaltene Spannung glückte (im Hause Tells) und eine großartig ausgerundete Apfelschuß-Szene und ein schattenhaft aufgelockerter Rütli — unklar, wie ihm so vieles dicht daneben mißraten konnte. Unklar, warum Ewald Balsers Tell in Biederkeit und Einfalt bis zum Schluß versponnen bleibt, so sehr, daß er die Rechnung mit dem Himmel, die er den Vogt zu machen heißt, durchaus als sein persönliches Palmare überreicht und den Titel eines „Retters dieses Landes" rechtens und rechtschaffen zurückweisen müßte; unklar schon deshalb, weil dadurch Gerüst und Balance zusammenfallen und weil dem kohlpechrabenschwarzen Schurken, den Albin Skoda unter eisig zielbewußter Nutzung noch des letzten Klischees aus seinem Geßler macht, nun eine Herde ziel-, plan- und führerloser Eidgenossen gegenübersteht, denen man allenfalls die Aufregung glaubt, aber nicht den Aufstand, allenfalls den Schwur, aber nicht die Verschwörung. Unklar, warum dieser Geßler, wenn schon um seiner kalten Glatze willen ohne Hut, auch noch zu Fuß auftreten muß statt zu Pferd, denn wahrlich, so schmal ist keine hohle Gasse, daß ein Fußgänger nicht an Frau Dagny Servaes (Armgard) vorüberkäme. Unklar, warum ein keuchend auf der Flucht hereinpolternder Baumgarten sich überdies erschöpft zu Boden werfen muß und dann doch noch Zeit, Luft und Jamben hat, um seine Geschichte zu erzählen. Unklar, warum die Eidgenossen überhaupt, nachdem sie aus konspirativer Vorsicht sogar die Fensterläden geschlossen haben, so laut miteinander reden. Und unklar noch sehr viel andres. Am klarsten hatte Raoul Aslan seinen Attinghausen angelegt: mit einer aufrechten Müdigkeit, die deutlich autobiographische Züge trug — „wohl dem, der mit der neuen Zeit nicht braucht zu leben". Aber sonst . . . Wie sagt doch Tell, als er Herrn Skodler (Parricida) erkennt? „Entsetzen! Kinder, Kinder geht hinein!"

Ja, liebe Kinder. Geht hinein und seht, wie Östreich noch nach vielen hundert Jahren für die Ermordung eines Staatsbeamten furchtbar sich rächet an der freien Schweiz.

*

EIN UNBESTRITTENER UNTERHALTUNGSERFOLG wurde Anouilhs „Colombe" in der Inszenierung Ernst Lothars (Akademietheater). Über die Mittel freilich, mit denen die Unterhaltung ihren Unterhalt bestritt, ließe sich streiten. Sie waren manchmal mehr von Lothar als von Anouilh, manchmal mehr von den Schauspielern als von Lothar, manchmal verbündeten sich die Schauspieler mit der Regie gegen das Stück, manchmal mit dem Stück gegen die Regie, und immer blieben sie die Sieger: weil nämlich zwischen Autor und Regisseur kein Bündnis bestand, sondern nur eine Zweckgemeinschaft. Der Zweck hieß Effekt, und er wurde erreicht, und dagegen wäre noch nichts zu sagen. Denn Jean Anouilh ist alles eher als ein wirkungsabgewandter Träumer, sein Griff nach Charakteren und Konflikten erfolgt mit kundiger, sicherer Hand, nichts Theatralisches ist ihm fremd, auch das Theatralische im Menschlichen nicht —

Wiener Theater-Kalender

Vor 100 Jahren (März 1854)

K. K. Hoftheater nächst der Burg

DIE RETTENDE THAT, oder: NUR INTERESSANT. Lustspiel in drei Akten von Lederer.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore

DIE MATROSEN. Romantisch-komische Oper von Friedrich von Flotow.
DIE VESTALIN. Oper von Spontini.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt

Zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Anton Küstner: LIEBE KANN ALLES. Lustspiel in 4 Aufzügen nach Shakespeare und Schink (!) von Franz von Holbein. Unter gefälliger Mitwirkung des Frlns. Constanze Geiger und des Hrn. Capellmeister Johann Strauß mit seinem Orchester.

K. K. priv. Theater an der Wien

DER MENSCH UND SEIN GEWISSEN. Allegorisches Lebensbild in einem Vorspiele und drei Abtheilungen von Bauernfeind.

BITTE AN DIE HERREN, welche die „Theaterzeitung" täglich mit Gedichten überfluten: Die Theaterzeitung kann mit dem besten Willen die Unzahl von Gedichten nicht aufnehmen, welche ihr täglich zugesandt werden. Meistens sind es schülerhafte Versuche, die sonst niemanden als den Verfassern gefallen. Die Redaction bittet daher, sie mit allen Federproben zu verschonen; sie kann nur lyrische Beiträge von wirklichen Dichtern aufnehmen. (Aus „Bäuerles Theaterzeitung")

Vor 50 Jahren (März 1904)

K. K. Hofburgtheater

DIE ZECHE. Schauspiel von Ludwig Fulda (Bleibtreu, Paulsen).

Deutsches Volkstheater

WENN WIR TOTEN ERWACHEN. Ein dramatischer Epilog in 3 Aufzügen von Henrik Ibsen.

Raimund-Theater

MUTTER SORGE. Wiener Volksstück in 5 Akten von R. Hawel (Niese, Thaller).

Vor 25 Jahren (März 1929)

Staatsoper

L'ENFANT ET LES SORTILEGES (Das Zauberwort). Eine lyrisch-phantastische Begebenheit in 2 Bildern. Dichtung von Colette, Musik von Maurice Ravel (Paalen, Michalsky, Witt, Maikl, Widl). Anschließend: DER RING DES POLYKRATES. Heitere Oper in einem Akt, frei nach dem gleichnamigen Lustspiel von Teweles, Musik von Erich Wolfgang Korngold (Kalenberg, Angerer, Gallos, Kern).

Deutsches Volkstheater

DIE URSACHE. Drama in 4 Akten von Leonhard Frank (Niese, Loibner, Schmöle, Schweikart).

Raimundtheater

DIE DREIGROSCHENOPER. Ein Stück mit Musik in 3 Akten nach dem englischen Original des John Gay. Deutsche Bearbeitung: Bert Brecht, Musik: Kurt Weill (Glöckner-Kramer, Hohenberg, Markus, Brandt, Lessen, Harald Paulsen, Skraup, Regie: Karlheinz Martin).

und dieses ist es ja, wovon „Colombe“ im Grund und Eigentlichen handelt. Aber gerade davon wurde nur wenig spürbar. Tragik und Komödie schnurrten nebeneinander ab, eins ließ das andre ungeschoren, und die böse, fast schon verruchte Lust, mit der Anouilh sie zu verquicken liebt (hierin dem Österreicher Horvath nah verwandt), blieb entweder ganz im Dunkel oder sie trat grell an die Rampe. Im Zwielicht, in der halbgetönten Hintergründigkeit sucht man sie vergebens. Maria Eis gab die freiwillige Parodie einer Komödiantin, nicht die tragische — tragisch durchaus (was dann desto eindrucksvoller wirkte) gab sie die Mutter. Und Hannerl Matz, zum Glück von keinem Mätzchen vertrübt, behielt den Schmelz ihrer naiven Lebens- und Theaterneugier auch dann noch bei, als sie schon längst und willig den Erfüllungen des Lebens wie des Theaters anheimgegeben war. Heinrich Schweiger machte immerhin vergessen, daß er die eigentlich schwächste, weil psychologisch unglaubhafteste Figur des ganzen Stücks zu spielen hatte (ein von der herrischen Mutter entwürdigter Sohn wird in seiner Frau wohl eher die entbehrte Mütterlichkeit suchen, wird sie nicht seinerseits aufs herrischeste entwürdigen). Den wirklichen Anouilh, den richtigen Halbton, trafen Alexander Trojan als leichtlebiger und dennoch keineswegs gewissenloser Bruder und Hans Thimig als devot-verkniffener Sekretär der Diva, an deren Sohn er sich für alle Unbill menschenfreundlich rächt. — Aber wer weiß: vielleicht kann man dem Wiener Publikum Anouilh nur so verkaufen, wie Ernst Lothar es tat. Der Erfolg scheint's zu beweisen. Und den Gegenbeweis dürfte infolgedessen niemand so geschwind antreten wollen.

*

MIT CHRISTOPHER FRY, der gleichfalls das Stigma literarischer Qualität zu tragen hat, machte man sich's (und dem Publikum) im Josefstädter Theater schon etwas schwerer. Allerdings wäre es ein vergebliches Unterfangen, sich von der Dame, die nicht fürs Feuer ist, aus eben diesem die Kastanien handgreiflicher Effekte holen zu lassen. Es sind keine drin. Man mag Christopher Fry den Gefallen tun, ihn für einen Nachfahren Shakespeares zu halten und den erwähnten Mangel für einen poetischen Wert. Oder man mag ihm den Gefallen tun, ihn für *keinen* Nachfahren Shakespeares zu halten, weil man gerade in solchem Vergleich jenen Mangel ganz einfach als Mangel erkennen müßte. Oder man mag sich auch damit bescheiden, daß Fry zwar nicht unbedingt „der Erneuerer des modernen Theaters“, aber doch ein neuer, moderner Theaterdichter ist, den man im Spielplan unserer Bühnen so wenig missen möchte wie Anouilh. Mit dieser Einschätzung wird man ihm die rechte Gunst erweisen und dem Josefstädter Theater den rechten Dank für eine Aufführung, die Wolfgang Liebeneiner genau so gescheit und graziös inszeniert hat, wie Helmuth Käutners Bühnenbild es erhoffen ließ; die ferner einer Reihe von Ensemblemitgliedern vortreffliche Gelegenheit zur Entfaltung von bisher verborgenen Talentregistern gibt (Leopold Rudolf vor allem, den Damen Schmid und Markus, den Herren Meßner und Pfaudler); die ferner in Helmuth Lohner eine neue, bemerkenswerte Begabung präsentiert; und die uns schließlich die Schauspielerin Hilde Krahl in einem neuen, bemerkenswerten und nach ihrer „Johanna aus Lothringen“ doppelt kaptivierenden Aspekt sehen läßt: in halber Distanz zwischen leisem Lebenshumor und lauter Todesfurcht, zwischen Gewißheit und Zweifel, zwischen Ja und Nein, oder (weil sie hier nämlich eine Hexe spielen darf, also eine Frau): zwischen Vielleicht und Vielleicht.

*

NICHT NUR DANKBARKEIT verpflichtet uns, auch die Rückendeckung gutzuheißen, deren die Josefstadt sich für das Wagnis dieser Aufführung versichert hat; sondern es steht mit Christl Mardayn (in der Titelrolle von Straus-Grünwalds „Manon“) eine einmalige und vermutlich letztmalige Verkörperung wienerischer Salon- und Chansonkultur auf der Bühne.

NUR DANKBARKEIT verpflichtet uns dem Akademietheater für die sonst immer so ärgerliche Planlosigkeit, mit der man bereits beurlaubte Kräfte noch rasch in einer Neueinstudierung beschäftigt, die dann sofort nach der Premiere umbesetzt werden muß. Diesmal hatten gleich ihrer dreie längst bewilligten Filmengagements im Ausland nachzukommen: Susi Nicoletti, Josef Meinrad und Robert Lindner, die alle in den Hauptrollen desselben Stücks beschäftigt waren. Folglich mußte „Zwickmühle“, ein Lustspiel von Samson Raphaelson, abgesetzt werden, weil man es ohne seine Hauptdarsteller nicht spielen kann. Macht nichts. Man kann es auch *mit* ihnen nicht spielen.

Tbg.

Dreifache Spiegelung, leicht getrübt

BRASSEUR SPIELT KEANS OTHELLO IN SARTRES DUMAS

Paris, im Februar.

Vater Dumas, der geniale Mulattensohn, der einst für seine Massenproduktion von Stücken und Romanen zahllose „Schwarzschreiber“ beschäftigte (deren Handwerksarbeit freilich erst durch sein Temperament genießbar wurde), hätte sich zweifellos gefreut, noch ein Jahrhundert später einen erstklassigen „nègre“ gefunden zu haben: in der Person Jean Paul Sartres. Wie Dumas seinerzeit die Gestalt des damals eben erst verstorbenen Kean dem Schauspieler Frederick Lemaitre auf den Leib schrieb (oder schreiben ließ, so genau weiß man das nicht), renovierte jetzt Sartre das verstaubte Melodrama für seinen Freund und großen Interpreten (von „Le Diable et le Bon Dieu“) Pierre Brasseur — denselben Pierre Brasseur, der im Film „Les Enfants du Paradies“ den Frederick Lemaitre spielte. Der Dichterphilosoph hat durch diese freundschaftliche Bemühung wieder seine echte Freude am Theater bezeugt, die zum besten und sympathischsten Teil seiner vielfältigen Begabung gehört.

Welche Lust für einen Mimen, Leben und Spiel eines großen Kollegen darzustellen! Frederick Lemaitre hielt sich schließlich selber für Kean, und als ein italienischer Schauspieler die Rolle übernahm (die später Lucien Guitry und Sonnenthal begeistert hat), ließ er auf den Mauern von Paris plakatieren: „Ich allein bin der wahre Kean.“ Darum ist auch Pierre Brasseur, einem Darsteller von mächtiger Vitalität und großen Mitteln, dieser Spaß sehr zu gönnen, in welchem er jeden Abend drei Stunden lang die Szene beherrscht, von geringeren Talenten umgeben, deren Großteil (vor allem der weibliche) leider nicht unauffällig, sondern auffallend mittelmäßig ist. Und welches Gaudium, Lemaitre zu spielen, wie er Kean als Othello spielt — eine dreifache Spiegelung also, die die tollsten Effekte erlaubt! Dazu noch das gespielte Publikum mitten unter dem wirklichen, der Prinz von Wales in der Loge, die Statisten im Parkett! Auch für Sartre, nach dessen Philosophie der Mensch wesentlich aus den Blicken besteht, die die andern auf ihn richten, wurde der Schauspieler als Spiegelmensch und in diesem Fall als mehrfach gespiegelter Spiegelmensch, als wahres Spiegelkabinett, zur unwiderstehlichen Versuchung, dem Dialog metaphysische Pointen aufzusetzen und überraschende Vertiefungen einzumeißeln.

Und dennoch bietet dieses denkwürdige Zusammentreffen von Theatergrößen kein großes Theater, sondern bestenfalls ein apartes und nur teilweise unterhaltendes. Der Schauspieler ist oft der letzte, zu wissen, was dem Theater und was ihm selbst gemäß ist. Brasseur jedenfalls weiß es nicht, wenn er meint, es genüge, sich gehenzulassen, um einen Kean oder gar einen Othello von Kean „hinzulegen“. Und die zu vielfache Spiegelung, in der Sartre mit Dumas kokettiert und Brasseur mit Kean, macht schließlich aus dem Spiel eine lockere Reihe von Anspielungen und Verspieltheiten. Die Realistik eines gespielten Publikums, das sich mitten unter dem wirklichen befindet, steigert die Illusion nicht, sondern hebt sie auf, wie jedes eingesprengte Stück „echte Wirklichkeit“ die gesteigerte W rklichkeit der Illusion zerstören muß. Gerade in seiner reißerischen Naivität könnte der „Kean“ von Dumas immerhin noch wirken. Durch Sartres allzu gewichtige Aufpfropfungen, durch Brasseurs anspruchsvolle und zugleich nachlässige Starallüren verliert das Melodrama seine besten Möglichkeiten. Der Anspruch, mit dem Brasseur als das große Bühnengenie dieser Epoche, als Keans ebenbürtiger Nachfahre dargeboten wird (das Programmheft besteht aus rührenden Erinnerungen an alle Lebensphasen Brasseurs!), ist so maßlos, daß mancher Pariser Kritiker nicht umhin kann, sich eines bezeichnenden Details zu erinnern: daß nämlich Brasseur selbst, der hier einen großen klassischen Darsteller darstellt, noch kein klassisches Stück gespielt hat, daß er, der Kean als Othello bieten will, noch nie Othello war.

François Bondy

HANS WEIGEL

Wenn Fry sich Frei schriebe

oder

Das -y des Kolumbus

Man stelle sich vor, ein schüchterner Mensch in relativ jungen Jahren wäre in ein österreichisches Theater gekommen, hätte sich als Herr Frei vorgestellt und ein Stück in Versen vorgelegt, mit einer Hexe und einem Landsknecht als Hauptfiguren, eine transparente Vision voll von Wortspielen und gelehrten Allusionen, bewußt dem Stil der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs angenähert, dichterisch, keusch, edel und hauchzart.

Das Stück des Herrn Frei wäre von keinem unserer Theater gespielt worden. Zum Direktor eines solchen persönlich wäre er nie vorgedrungen. Wenn er Glück gehabt hätte, hätte er nach ein bis zwei Jahren wenigstens sein Manuskript zurückbekommen, und der junge Fürdauer, der junge Glücksmann oder der junge Kalbeck hätte dazu gesagt: „Sehr nett, sehr begabt, aber das wollen die Leute nicht!" So hätte Herr Frei wahrscheinlich darauf verzichtet, seine Entwürfe und Skizzen auszuarbeiten, so wäre wohl eine Tragödie von den schlafenden Gefangenen, ein Spiel vom Feuer, das die Venus im alternden Aristokraten entflammt, eine neue Version der „Witwe von Ephesus" und manches andere ewig ungeschrieben geblieben.

Das Schicksal eines entsprechenden schüchternen Menschen in England gleicht dem seines österreichischen Kollegen nicht wie ein Ei dem andern, sondern unterscheidet sich von ihm wie das -ei vom -y des Familiennamens. Dort, wo man ihn mit -y schreibt, haben Dramen trotz dem Makel der Poesie, der Hypothek des Verses und dem Brandmal literarischer Gewichtigkeit Erfolg. Drum schrieb Fry zu seiner und unserer Freude nach dem Shakespeareschen Spiel von der Hexe und dem Landsknecht auch noch „Venus im Licht", „Schlaf der Gefangenen", „Ein Phönix zuviel", schreibt weiter poetische Dramen und ist in wenigen Jahren weltberühmt geworden. Und als seine Heimat ihn als Dramatiker erkannt hatte, als sein Ruhm von London bis nach New York, Zürich, Darmstadt, Wuppertal, Gelsenkirchen, Freiburg im Breisgau und Solothurn-Biel gedrungen war, erschien auch auf einer österreichischen Bühne der Landsknecht, der als Landsmann dort nie erschienen wäre, obwohl er wie die Hexe, der Aristokrat und die Gefangenen uns ohne den vielfachen Umweg über Shakespeare einerseits und eine fragwürdige Übersetzung andererseits inhaltlich und äußerlich noch nähergestanden und nähergegangen wäre, wenn er direkt in unserer Sprache und aus unserem Geist zu uns gesprochen hätte, ein frei schaffender Frei statt eines frei übersetzten Fry.

Und es stellt sich heraus, daß „die Leute das sehen wollen", daß auch ernsthaftes, geistig und literarisch anspruchsvolles Theater in Wien gespielt werden kann, ebenso wie in London, New York, Paris, Zürich, Darmstadt, Wuppertal, Gelsenkirchen, Freiburg im Breisgau, Solothurn-Biel, Graz und Linz. Man muß den Wiener Theaterbesucher nicht unbedingt dazu zwingen, mit seinen Überkleidern auch Geschmack und Gehirn in der Garderobe zu deponieren. Eine Serie von etwa zwanzig Vorstellungen (wie bei der „Kleinen Stadt" in Graz, „Bacchus" in Linz, „Donna Rosita" im Akademietheater) rechtfertigt durchaus den Aufwand, ist als Erfolg zu qualifizieren und verpflichtet zur Stetigkeit derartiger Bemühung. Und wenn ein dichterisches Stück einmal keinen Erfolg hat, sollte das nicht dem literarischen Theater im allgemeinen zur Last gelegt werden, ebensowenig wie der katastrophale Mißerfolg des Machwerks „Schwarze Seide" die Direktion des Burgtheaters von der Aufführung minderwertiger Stücke abzuschrecken vermochte.

Allerdings muß dem anspruchsvollen und problematischen Werk in jeder Hinsicht mindestens der gleiche liebevolle Aufwand zuteil werden wie dem schlechten, oberflächlichen, dem bereits erprobten Stück. Man kann und darf nicht, was besser und bedeutender ist, in ein „Sonderabonnement" verbannen. Dadurch wurden zwei der wesentlichsten Inszenierungen der letzten Zeit, Camus' „Belagerungszustand" und Dürrenmatts „Die Ehe des Herrn Mississippi", bewußt kaputtgemacht, den Abonnenten vorenthalten, nach der erfolgreichen Premiere aus dem Repertoire entfernt und um jede Wirkung gebracht. Die dreißig Aufführungen der erregenden „Johanna aus Lothringen", die bevorstehenden mindestens zwanzig der „Dame" Christopher Frys wären bei einem derartigen Sonderabonnement-System à la Volkstheater auf vier bis sechs geschrumpft, „Belagerungszustand" und „Mississippi" hätten es im regulären Abonnement à la Josefstadt wohl gleichfalls zu zwanzig bis dreißig vollen Häusern gebracht. Und wäre umgekehrt die Josefstadt bereit, auch für ein „Experiment" die besten verfügbaren Kräfte einzusetzen (wie es das Volkstheater tut), dann hätte Kafkas „Schloß" nicht schon nach drei „Studio"-Aufführungen verschwinden müssen. Die scheinbaren Mißerfolge der Premieren zweiter Klasse sprechen nicht gegen Stücke und Vorstellungen, sondern gegen ein System, das sie durch den Stempel „Sonderabonnement" oder „Studio" von vornherein deklassiert und verurteilt. Entweder ist ein Stück unspielbar, dann wird es unter jeder Etikettierung unspielbar bleiben. Oder es ist spielbar, dann soll man es unter den denkbar günstigsten Voraussetzungen spielen, nicht unter den denkbar ungünstigsten. Schlechter als „Mirandolina" und „Der weiße Heiland" wäre kein Camus und kein Dürrenmatt besucht gewesen. Und der Kulturgroschenzuschuß für die Unkultur von „Gigi" und „Wege des Zufalls" ist, wenn überhaupt, nur gerechtfertigt, wenn deren Ertrag gleichberechtigten Produktionen lebendiger und wesentlicher Dramatik zugute kommt.

Der Erfolg des -y-Stücks hat aber auch Konsequenzen für das -ei-Stück. Der schüchterne Landsmann mit seinem Manuskript ist freilich unbequem. Er kann nicht drauf hinweisen, daß sein Drama schon vor fünfundzwanzig Jahren in Leitmeritz, Iglau oder Trautenau eingeschlagen hat, daß es im fernen Westen und an einigen Dutzend deutscher Bühnen erprobt wurde, er kann nicht auf den Erfolg einer Verfilmung pochen. Er setzt voraus, daß Dramaturgen des Lesens kundig sind, daß sie über jene Phantasie verfügen, die bis vor etwa zwanzig Jahren zum Geschäft des großstädtischen Theatermanns gehörte. Er will entdeckt sein.

Unsere Theater aber spielen heimische Autoren nur aus Zorn, aus Haß, aus Rache, lieblos besetzt, instinktlos ausgewählt, unzureichend vorbereitet, sie spielen sie fast immer nur mit dem Zweck, sich und uns zu beweisen, daß es keine spielbaren Stücke gibt. Selbst da ergeben sich aber Betriebsunfälle. Das Wiener Theater im achten Bezirk hatte mit den „Glastüren" größeren Erfolg als mit der „Schwester Bonaventura". Seit es wieder als „Theater in der Josefstadt" bezeichnet werden kann, hatte es mit „Warum nicht heiraten, meine Herren?" größeren Erfolg als mit „Demimonde". Am Akademietheater hatte der „Junge Herr von vierzig Jahren" größeren Erfolg als die „Septemberflut". Gewiß sind die spielbaren neuen österreichischen Stücke recht dünn gesät. Das bedeutet aber nicht, daß es keine begabten österreichischen Dramatiker gibt. Und was den sogenannten „Nachwuchs" betrifft, so ist nicht einzusehen, warum neben der Fülle hochbegabter und international konkurrenzfähiger Lyrik und Prosa, die in Österreich seit 1945 produziert wird (was sich seit 1953 herumzusprechen beginnt), just die entsprechenden Begabungen auf dramatischem Gebiet fehlen sollten. Aber sie schreiben keine Stücke. Und sie wissen, warum. Man wird zwar aus innerem Zwang und dank der Gnade höherer Mächte zum Schriftsteller; aber was man schreibt, richtet sich doch auch nach den Chancen des Zu-Wort-Kommens. Und welcher Österreicher sollte heute Stücke schreiben, wenn er hie „Zwickmühle", hie „Jean" und hie „Gigi" das Gesicht der Hauptstadt bestimmen sieht, wenn er zudem weiß, daß man am Burgtheater, ausdrücklichen Zusagen zum Trotz, die angenommenen und angekündigten Werke

„Spanische Komödie", „Ein Tag mit Edward" und „Spanisches Dreieck" zu spielen sich weigert?

Es war einst selbstverständlich, daß man in Paris jedes Jahr den neuen Guitry, Savoir, Verneuil, Bernstein und Birabeau spielte, in Wien den neuen Molnar, Bahr und Schnitzler. Es ist heute in Paris selbstverständlich, jedes Jahr den neuen Anouilh, Roussin und Duran zu spielen. In Wien aber spielt man weiter Savoir, Verneuil, Birabeau, Molnar und Bahr. An die Stelle der Uraufführung trat die Uralt-Aufführung. Solange nicht jedes österreichische Theater ein bis zwei bis drei „neue" Inländer spielt, wird die akute Krise unserer Dramatik nicht überwunden sein. Auch das Erstlingswerk eines deutschen Dramatikers war gegen Ende der zwanziger Jahre nicht gerade erfolgreich. Sein Titel ist längst vergessen. Sein Autor war Carl Zuckmayer. Vielleicht gibt es unter den lebenden Österreichern manchen, der ein zweiter Zuckmayer werden könnte. Aber dazu müßte man ihm auch die Chance einer zweiten Premiere bewilligen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: hier wird nicht gegen die Ausländer polemisiert. Willkommen seien uns Fry und Eliot, Giraudoux und Anouilh, O'Neill und Wilder; selbst Deval und Roussin, selbst Raphaelson und Lonsdale mögen nur auf ihre Brauchbarkeit und nicht auf ihre Herkunft hin gewertet werden. Fern sei von uns der Ehrgeiz unseres Komponistenbundes, der Bartok und Strawinsky nur neben dem doppelten Quantum Hasenöhrl zulassen will. Wir wollen sogar viel mehr Camus und Salacrou und Anderson. Wir wollen nur nicht, daß die Uraufführungen aussterben. Wie Fry gleichberechtigt neben Bus-Fekete und der „Frau, die weiß, was sie will" zu stehen hat, um zu siegen, muß Frei auch gleichberechtigt neben Fry stehen. Das neue Stück darf nicht in der Kellerbühne zur Hypothek seiner Unbekanntheit und Unerprobtheit auch noch mit dem Experiment beiläufiger Besetzung und experimenteller Regie belastet sein. Die Uraufführung darf vom „großen Theater" nicht auf das Nebengeleise des Studios oder Sonderabonnements geschoben werden. Was für die Vergangenheit und Gegenwart von Tolstoi bis Bus-Fekete nicht zu teuer ist, sei für die Gegenwart und Zukunft unserer dramatischen Literatur gerade gut genug.

Heute ist es so geworden, daß die Direktoren sagen: „Wir spielen nichts von Inländern, weil nichts da ist", und die Autoren sagen: „Wir schreiben nichts, weil man's ja doch nicht spielt." Dieser magische Zirkel muß durchbrochen werden, und zwar in Wien; denn die Bühnen der Landeshauptstädte können, bei aller Anerkennung ihrer oft vorbildlichen Ambitionen, auf die Dauer nicht allein durch Ehrgeiz ausgleichen, was ihnen an Sorgfalt der Vorbereitung und kundiger Betreuung durch großstädtische Dramaturgen fehlt. Es muß zumindest ein Wettstreit der Städte mit Wien einsetzen, statt daß wie bisher die Städte gegen und neben Wien unbemerkt und unbedankt allein die Ehre des Gegenwartstheaters retten.

Der Weg aus der Sackgasse ist klar vorgezeichnet. Wenn die Wiener Theater ihn nicht zu gehen bereit sind, laden sie eine Schuld auf sich, von der sie die glanzvollste und bestbesuchte Interpretation klassischer Dramatik und seichter Boulevard-Reißer nicht befreien wird.

Im folgenden gibt FORVM den von Hans Weigel namentlich zur Verantwortung gezogenen Dramaturgen der großen Wiener Theater den üblichen Platz zur Gegenwehr.

PETER FÜRDAUER (Volkstheater):

Wir wollen klar und eindeutig festhalten, daß für die Annahme eines Stückes durch ein großes Theater niemals die Nationalität des Autors, sondern immer nur die Qualität seines Werks entscheidend sein kann und entscheidend ist. Durchgefallene Stücke — egal, ob der Autor sich mit -ei oder -y schreibt — bringen nicht nur kein Geld ein, sondern verscheuchen das Publikum und beschwören auf diese Weise die Gefahr herauf, daß sich in dem betreffenden Theater ein Kino etabliert (in dem dann aus Mangel an inländischen nur ausländische Filme gespielt werden). Ein Theater, das Tag für Tag um seine Existenz zu kämpfen hat, muß also bei der Gestaltung seines Spielplans nicht nur auf künstlerischen, sondern auch auf finanziellen Erfolg bedacht sein. In dieser simplen Tatsache liegt der Grund, warum die neuen Stücke vieler österreichischer Autoren nicht aufgeführt werden: sie würden dem Theater zwar patriotische Lorbeeren einbringen und in einzelnen Fällen auch künstlerische — aber das nährt höchstens die Kritiker, das kann ein Theater nicht in Betrieb halten . . . Ich höre die grimmigen Protestrufe der heimischen Autoren: „Das ist nicht wahr! Unsere Stücke bringen ebenso Geld wie die irgendeines Ausländers!" Ich fürchte jedoch, daß die Stücke, auf die das zutrifft, dann wieder in künstlerischer Hinsicht wertlos sind und daß ihre Aufführung noch weniger vertretbar wäre als die der finanziell riskanten Stücke.

Der einzige Ausweg, den ich aus diesem Dilemma sehe, läge vielleicht bei jenem Amt, das den Kulturgroschen verteilt und das für fördernswerte österreichische Uraufführungen einen Zusatzbetrag bereithalten könnte, um das mögliche Defizit wenigstens teilweise zu decken. Damit wären die von Hans Weigel geforderten zwei bis drei österreichischen Uraufführungen pro Saison und Theater gesichert.

Ob sich auf diese Weise ein österreichischer Fry oder Anouilh heranziehen läßt, ist eine andere Frage. Ich bezweifle es. Ich bin der Meinung, daß sich echtes Talent auf alle Fälle durchsetzt, auch ohne marktschreierisch angepriesen oder subventioniert zu werden.

JOSEPH GLÜCKSMANN (Burg- und Akademietheater):

In der Spielzeit 1949/50 schickte mir der (inzwischen verstorbene) Schweizer Verleger und Theatermann Emil Oprecht „The Lady Is Not For Burning", mit der Anfrage, ob ich das Werk übersetzen wolle. Ich war hingerissen, wollte aber die Übersetzung nicht übernehmen, weil mir klar war, daß nur ein wirklicher Dichter den Zauber und die Verzauberung dieser Verskomödie nachschöpfen könnte. Das Werk wurde später vom Fischer-Verlag übernommen und von Hans Feist ins Deutsche übertragen. Im Jahre 1953 setzte ich die Annahme der Dichtung für das Akademietheater durch, wo es die Linie „Venus im Licht", „Bluthochzeit", „Cocktail Party" und „Dona Rosita" fortsetzen sollte. Infolge eines Mißverständnisses hatte mittlerweile die Josefstadt alle Vorbereitungen für eine Aufführung getroffen, Engagements getätigt und Proben angesetzt, und das Burgtheater trat in kollegialer Weise von seinen Rechten zurück. Soviel zu meiner Position im Fall Fry. Und nun zum Fall Weigel.

Im Jahre 1935, als Weigel noch kein Hans Dampf in allen Gassen der Kunst war und noch kein Häuptling, der in den Abendwind sprach, fiel er als Autor der „Literatur am Naschmarkt" dem jungen Glücksmann auf, der schon damals mit Liebe, Geduld und Leidenschaft junge österreichische Begabungen suchte und fand und der kurz vorher Richard Billinger für die deutsche Bühne entdeckt hatte. Er gab Weigel den Auftrag, gemeinsam mit seinem Naschmarktkollegen Rudolf Weys für das Raimundtheater eine literarische Revue zu schreiben, erreichte deren Annahme und inszenierte das Erstlingswerk der beiden jungen Autoren. Es wurde ein Erfolg. Weigel und Weys waren durchgesetzt. Und kürzlich erst hat der (nun schon ein wenig ältere) Glücksmann innerhalb einer Reihe von Uraufführungen österreichischer Autoren (Hans Schubert, Raimund Berger, Georg Huttner), die er im Volkstheater zur Annahme brachte und inszenierte, dafür gesorgt, daß „Der große Gast" (ein kleiner Saphir in Weigels Schmuckschatulle) das Rampenlicht erblickte.

Ich habe das alles gern und pflichtgemäß für unser Hänschen getan und bin nicht böse, daß Hans es längst vergessen hat. Denn weder Theaterfremdheit noch offene Böswilligkeit werden mir meine Arbeitsleidenschaft, meine Entdeckerfreude und meinen Glauben an die Lebendigkeit und Lebenskraft des österreichischen Theaters rauben. Und das gilt auch für Hans Weigel, den ich nach wie vor für eine außerordentliche Begabung halte. Es wäre schade um ihn.

Im übrigen möge er mir ein einziges dichterisch so bedeutendes Werk wie „Die Dame ist nicht fürs Feuer" nennen, das von mir nicht als solches erkannt wurde. Her mit dem Frei! Wenn es ihn gibt — der Weg für ihn ist frei.

FLORIAN KALBECK (Theater in der Josefstadt):

„Solange nicht jedes österreichische Theater ein bis zwei bis drei ‚neue' Inländer spielt, wird die akute Krise unserer Dramatik nicht überwunden sein", bemerkt Hans Weigel. Hier die Zahl der Uraufführungen im Theater in der Josefstadt und in seinen Filialbühnen seit 1945: in der Spielzeit 1945/46 vier, 1946/47 drei, 1947/48 eine, 1948/49 zwei, 1949/50 eine, 1950/51 vier, 1951/52 drei, 1952/53 eine, bis 1. März 1954 zwei. Das sind durchschnittlich mehr als zwei Uraufführungen pro Spielzeit. Der einzige Schönheitsfehler: drei der uraufgeführten Autoren sind Ausländer. Aber dafür kamen in der Josefstadt seit 1945 insgesamt dreiunddreißig Österreicher zu Wort, einige von ihnen mehrmals;

und das ergibt immerhin etwa vierzig Prozent der gesamten Josefstädter Autorenschaft.

Hans Weigel wird sich erinnern, daß es Hans Weigel mit -ei war und nicht John Wygle, dessen für das damalige Nachkriegs-Wien unerhört neuen, gewagten „Barrabas" das Josefstädter Ensemble mit Liebe und Begeisterung in Szene setzte. Und ich glaube, auch die österreichischen Autoren Curt J. Braun, Heinz Carwin, F. Th. Czokor, Herbert Ertl, Marie Gärtner, Fritz Habeck, Fritz Hochwälder, Hans Holt, Franz Hrastnik, Lernet-Holenia, Max Mell, Hans Naderer, Hans Schubert, Edmund Wolf u. a. hatten sich über Mangel an Sorgfalt in Besetzung und Inszenierung ihrer Stücke nicht zu beklagen. „Zorn, Haß und Rache?" Höchstens ab und zu ein gepreßter Seufzer aus bangem Schauspielerherzen . . .

Nun halte ich es zwar, im Unterschied zu Hans Weigel, für durchaus möglich, daß manche Völker und Zeiten neben einer Fülle konkurrenzfähiger Lyrik und Prosa keine annähernd gleiche Fülle konkurrenzfähiger Dramatik hervorbringen; dennoch bin ich der Meinung, daß es begabte österreichische Dramatiker und Nachwuchsdramatiker gibt. Nur eben wenige (wie Hans Weigel selbst zugibt) — vielleicht sogar weniger, als die einleitende Aufzählung vermuten ließe. Aber ist das ein Grund, immerfort Zetermordio zu schreien und von „akuter Krise" zu reden? Und zu übersehen, daß wir heute — anders als zur Zeit Bahrs und Schnitzlers — ein Land mit nur sieben Millionen Einwohnern sind? Glaubt Hans Weigel, daß Länder, wie Holland, Belgien, Dänemark, die Schweiz, mehr einheimische Autoren spielen als wir? Aber dort regt man sich über die Ausländer weniger auf, vielleicht weil man begriffen hat, daß die Zeit der „Nationalliteratur" längst und endgültig vorbei ist. Und daß ein dramatisches Werk dadurch, daß es von einem Landsmann stammt und uraufgeführt wird, nicht besser, wesentlicher, wichtiger wird.

Nirgends in der Welt ist man im Hinblick auf den angeblich verkannten Nachwuchs so wehleidig wie bei uns. Ich kann unsere jungen Autoren nur beglückwünschen, daß sie Österreicher sind und sich nicht in Paris, London oder New York durchsetzen müssen. Hans Weigel stellt allerhand kühne Vergleiche an, aber sie stimmen nicht. Er sollte sich die Mühe nehmen und einen Blick auf die Spielpläne in den westlichen Weltstädten werfen. Dann wird er mit Befriedigung feststellen können, daß die Wiener Spielpläne dem anspruchsvollen Niveau von Darmstadt, Wuppertal, Gelsenkirchen und Solothurn-Biel viel näherkommen als dem von London, New York und Paris. Nur daß man bei uns besser Theater spielt. Und wenn er noch genauer hinsieht, wird er bemerken, daß im gesegneten Ausland die überwiegende Mehrheit des „begabten Nachwuchses" in Brighton-Graz oder Baltimore-Linz steckenbleibt und, wenn überhaupt, erst nach langen mühsamen Jahren ins Westend oder auf den Broadway gelangt. Da haben wir es weiß Gott besser. Denn verglichen mit London, Paris und New York ist die Theaterstadt Wien, ungeachtet ihres mindestens gleichrangigen darstellerischen Niveaus, glücklichste Provinz.

Ähnliches gilt für unseren darstellerischen Nachwuchs, für den das „Studio" da ist. Junge Schauspieler und Regisseure kann man nämlich nur in Stücken wie „Das Schloß" ausprobieren und sich bewähren lassen — nie in Stücken wie „Jean" oder „Manon", und erst recht nicht in einem Stück wie „Die Dame ist nicht fürs Feuer", das (publikums- und abonnementpolitisch betrachtet) mit dem „Schloß" so viel gemeinsam hat wie der „Rosenkavalier" mit einer Oper von Einem.

Zuletzt bitte ich Hans Weigel, der seine Behauptung doch wohl nicht aus der Luft gegriffen haben wird, mir alle die begabten jungen Autoren zu nennen, zu denen ich, der junge Kalbeck, gesagt hätte: „Sehr nett, sehr begabt, aber das wollen die Leute nicht!" Und wenn er sie mir (unter vier Augen) mit Namen genannt hat, werde ich ihm (unter vier Augen) erzählen, warum ich den Betreffenden mit dem Handschuh abgewinkt habe, statt kräftiger und heftiger. Außerdem aber werde ich ihm von anderen Autoren erzählen: solchen, die mir für mein Urteil, meinen Rat und meine Hilfe dankbar sind. Denn sie wissen, daß ich — Bühnenreife hin und her — ihr Talent spüre und vor dem schöpferischen Funken mehr Achtung habe als die meisten unserer Kritiker.

MUSIK

Februar-Bilanz:

„Nicht Rosen bloß . . ."

EINE OPER VON FRANZ SCHUBERT, „Alfonso und Estrella", ohne szenische Aufmachung, wie das bei Opernaufführungen in Österreichs größtem Musikantiquitätenladen, Wien I. Dumbastraße 3, der Brauch ist. (Ausgleichende Befriedigung der allgemeinen Schaulust bietet sich im konzertanten Kreis gewissermaßen nebenher.) Es hätte ihm, Franz Schubert, allerdings auch nicht geschadet, wenn man seine Oper dem musikfreundlichen Publikum mit allem Drum und Dran leibhaftiger Bilderbuchromantik einschließlich Prinz und Prinzeßchen, Königen, Soldaten und gemeinem Volk sozusagen in natura präsentiert hätte. Was hat ihm je geschadet, was jemals seinen Stern getrübt? „Alfonso und Estrella" ist ja nicht das einzige von seinen Bühnenwerken, und Victor Quirin Plasser, der Wiedertäufer, Neufasser und Dirigent, ist nicht der erste, der sich darum müht. Seltsam freilich und der „Neufassung" nicht eben hold: diese unbeherrschte Notenfülle, diese zahme Jünglingsphantasie, dies hohle Pathos, wo es an die Handlung geht. Bedenkt man, daß Franz Schubert nicht nur Salieri und Spontini auf dem Theater erlebt hat, sondern auch Glucks „Iphigenie" und Beethovens „Fidelio"? Da geht er nun vorüber, kaum daß man's merkt, kaum daß ein Hauch von seinem Geist, ein Schimmer seiner jugendlichen Schönheit bleibt. Nun ja, die Oper war nicht seine Welt. Man weiß es längst. Es ging ihm damit wie mit der blatternarbigen Therese Grob. Er liebte sie sein Leben lang, verzehrte sich nach ihr, doch sie blieb fern. Das mußte wohl so sein. „Sie war mir halt nicht bestimmt", soll er einmal in bezug auf das nämliche Fräulein resignierend gesagt haben; man kann es auch auf die Oper beziehen. Auf die Wiedertäufer, Neufasser und Dirigenten indessen bezieht sich dieser bibelweise Satz: was Gott geschieden hat, das soll der Mensch nicht zusammenfügen.

*

KAMMERMUSIK ZU VIERT: Beethoven (Opus 59 Nr. 3), Prokofieff, Ravel; das Kölner Streichquartett. Ein *freudiges* Ereignis.

*

ANSTATT ZWISCHEN GUT UND SCHLECHT ZU UNTERSCHEIDEN, womit allen ein guter Dienst erwiesen werden würde, unterscheidet man in der Musik, wenn überhaupt, seit jeher etwas ängstlich zwischen Alt und Neu, seit kurzem überdies noch zwischen Neu und Neu, womit niemandem ein guter, vielleicht auch niemandem ein schlechter Dienst erwiesen, doch allseits eine große Verlegenheit begünstigt wird. Man sieht sie auf Programmen und Plakaten, sieht sie in den Journalen kommen. „Musik der Gegenwart", „Musica viva", „Musica nova", „Die Moderne": gesetzt den Fall, es nimmt die schönen Worte einmal einer ernst und geht der Sache auf den Grund. Wäre es nicht einfacher, man unterschiede gleich, womöglich vor der Aufführung, nach Qualität? Manches von dem, was, mit diesem oder jenem Titelchen geschmückt, dem Hörer als besondere Gabe dargereicht wird, bliebe ihm auf diese Weise rechtens wohl erspart. Manches könnte nach Gebühr besser zur Geltung kommen und gewürdigt werden, was, um es mit Beispielen aus den letzten Wochen zu belegen, den „Mythologischen Figurinen" von Rudolf Wagner-Regeny und der zwar einfachen, aber wohlgesetzten Streichersuite von Karl Rankl zu wünschen wäre, die in einem der sehr rühmlichen öffent-

lichen Ravag-Konzerte zu hören war, während Stücke, wie Mario Medinas Konzert für Gitarre und Orchester, mit dem Narciso Yepes sich im Konzerthaus produzierte, Armin Kaufmanns „Scherzo capriccioso", die Phantasie und Fuge von Wilhelm Hübner, ohne Schaden für die Mit- und Nachwelt ihre Schreibtischladenexistenz fortführen könnten. Hingegen wäre eine stärkere Propagierung „außerordentlicher Musik" zu begrüßen, für die ohne weiteres ein eigener Zyklus (mit, in Gottes Namen, oder ohne Titel) geschaffen werden könnte. Dort würde ich mit Vergnügen mehrmals Konzerte von Vivaldi und Bach, die eine oder andere von den rund hundertzwanzig Haydn-Symphonien hören, vor allem Mozart, aber auch die Vierte Symphonie von Beethoven, die Zweite und Dritte von Brahms, die Erste Kammersymphonie von Schönberg, die Passacaglia opus 1 von Anton Webern, die bei Radio Wien kürzlich aufs Tapet kam, von Bartok die gleichfalls noch in frischer Erinnerung haftenden ganz wunderprächtigen Konzerte für Violine und Klavier (Nr. 2) und die „Cantata profana", die dies alles, ja die gesamte abendländische Musik, mit kühnem Geist umfaßt; sie zählt, wie das von Edith Farnady hinreißend gespielte Klavierkonzert, zu den nachhaltigsten Konzerterlebnissen der ganzen bisherigen Saison.

*

KAMMERMUSIK ZU ZWEIT (für Violoncello und Klavier): Bach, Beethoven, Brahms, Debussy; Enrico Mainardi und Carlo Zecchi spielten. Ein Engelskonzert.

*

EINE OPER VON RICHARD STRAUSS, „Intermezzo", leider, da im Theater an der Wien, nicht ohne szenische Aufmachung, was (trotz bestechender Bühnenbilder und Kostüme von Robert Kautsky) den Genuß sehr beeinträchtigt. Wenn nicht gerade ein Telephon klingelt, Dienstmädchen auf- oder abtreten, Rodler in der Art von Schießbudenfiguren über den Hintergrund huschen oder sonst irgendwelche überraschenden Bühnenereignisse eintreten, ist es bestimmt dieses Ungeheuer von einem Eheweib, genannt Christine, welches Ablenkung bewirkt. Die Revanche des Meisters, seinen Fall vor die Öffentlichkeit zu bringen — „Intermezzo" ist bekanntlich eine Autobiographie —, fällt somit auf ihn zurück. Die herzensgute Gattin läßt ihn auch auf dem Theater nicht zu seinem Recht kommen. Die „Intermezzo"-Partitur, bei Rudolf Moralt in den besten Händen, ist voll schöner, glitzernder Musik, insbesondere in den ausgedehnten virtuos geschliffenen Instrumentalteilen, sehr kapriziös, sehr singselig und dreivierteltaktfroh, eine richtige Strauß-Partitur; reich an köstlichen Zitaten und Bonmots. Der Kenner kommt auf seine Rechnung, wenn er diese ohne Wirtin macht. Auch dem Wirt gegenüber erscheint allerdings eine gewisse Reserve geboten. Wenn man gleich auf die Bezeichnung „Bürgerliche Komödie mit symphonischen Zwischenspielen" nicht mehr hereinfällt — die Oper bietet zu allen Zeiten eine Fülle von Anwendungsmöglichkeiten für Taschenspielertricks. Was im feierlich abgedunkelten Parkett über größere Distanz als pure Kunst frappiert, hat sich, aus der Nähe und bei Tageslicht betrachtet, schon oft als purer Dunst erwiesen. Richard I. war (auch) auf diesem Gebiet führend. Richard II. ist ihm in vielem sehr ähnlich gewesen. (Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.) Man wird dessen erst jetzt allmählich inne, nachdem die große Klärmeisterin Zeit im Königreich des „Musikdramas" das ihre zu tun begonnen hat. Man sieht sich vor „. . . auch Dornen hat der Himmel."

Friedrich Saathen

DIE MUSIK IM XX. JAHRHUNDERT

Internationale Tagung zeitgenössischer Musik in Rom, 4.—15. April 1954

Treffen und Aussprache der Komponisten mit ihren Kollegen, Bekanntmachung der Interpreten mit zeitgenössischen Werken (denn der Konzertsaal darf nicht zum Museum werden), Hinweis der Kritiker auf die Unteilbarkeit der Musik, freier Austausch musikalischer Werte und praktischer Erfahrungen: das sind die Ziele der vom europäischen Kulturzentrum, Genf, gemeinsam mit dem „Kongreß für die Freiheit der Kultur" veranstalteten Tagung. Die Themen von sechs öffentlichen Veranstaltungen heißen:

„Musik und zeitgenössische Gesellschaft"
„Ästhetik und Technik"
„Interpreten, Komponisten und Publikum"
„Musik und Politik"
„Der Komponist und der Kritiker"
„Die Zukunft der Oper".

Das sind die Themen der *theoretischen* Abhandlungen und Diskussionen. Da man aber erfahrungsgemäß Musiker nicht ohne Konzerte beschäftigen kann, auch nicht zehn Tage lang (beschriebene Musik wirkt auf sie wie ein erzähltes Mittagessen), finden allabendlich Konzerte statt, die von der Accademia Nazionale di S. Cecilia, dem Orchester der Associazione Scarlatti, Neapel, der römischen Oper und der Accademia Filarmonica Romana veranstaltet werden. Folgende international anerkannte Komponisten werden zu Wort kommen: Malipiero, Martin, Roussel, Milhaud, Satie, Britten, Turchi, Bartok, Blacher, Honegger, Virgil Thomson, Boulez, Prokofieff, Hindemith, Barber, Copland, Auric, Schostakowitsch, Hartmann, Casella, Pizetti, Williams, Dallapiccola, Nono, Strawinsky, Varese, de Falla, Ibert, Koechlin, Petrassi, Sauguet, Valet und Henze (mit dem Ballett „Boulevard Solitude") sowie Tosatti (mit „Il sistema della dolcezza") im Opernhaus. Österreich ist vor allem durch die „Wiener Schule" vertreten: Schönberg, Alban Berg und Webern stehen mit je einem Werk auf dem Programm. Nur ein einziger lebender Österreicher wurde ins Programm aufgenommen: G. von Einem.

Außer den genannten Komponisten wird in jedem Konzert ein für den Internationalen Wettbewerb eingereichtes Werk aufgeführt. An diesem Wettbewerb nehmen meist jüngere, zum Teil noch weniger bekannte Komponisten teil. Immerhin findet man in dieser Liste auch die Namen von Conrad Beck, Mario Peragallo und Wladimir Vogel. Das prämiierte Werk wird mit dem Preis „Meisterwerk des XX. Jahrhunderts" ausgezeichnet. Die Jury wird aus den Teilnehmern der Tagung gewählt. Alle zwölf Werke werden vor der Entscheidung in öffentlichen Konzerten ohne Nennung des Autorennamens aufgeührt — eine ebenso einfache wie treffliche und neue Methode, „parteilichen" oder durch ein trügerisches Partiturbild bedingten Fehlentscheidungen vorzubeugen. Der aus Vertretern der europäischen Musikprominenz bestehende künstlerische Beirat und die Organisation durch Nicolas Nabakov lassen von diesem Kongreß das Beste erwarten.

HAF

P. S.

NEUER UNGARISCHER AUTOR?

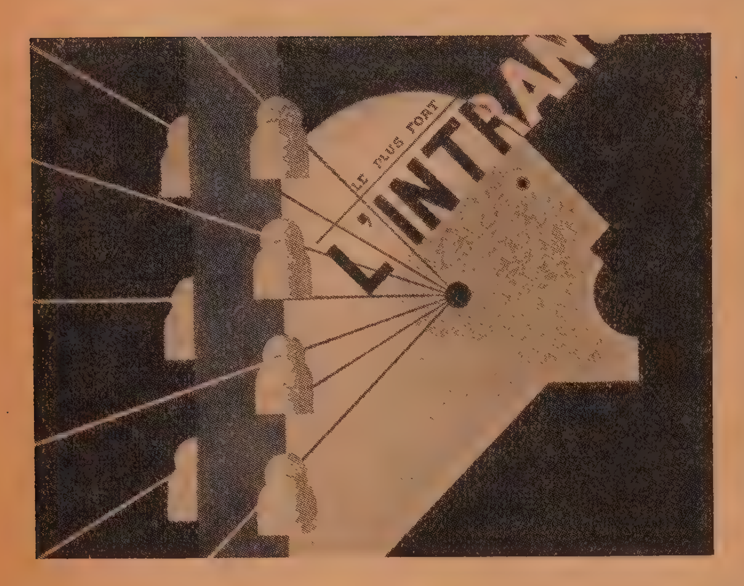
Nicht ohne Instinkt für die geheimnisvollen Affinitäten zeitgenössischer Dramatik berichtet der römische Theaterkorrespondent der „Süddeutschen Zeitung" am 28. Februar:

> *„Weniger Erfolg hatte ein neues Stück Ugo Bettis . . . begeistert aufgenommen hingegen wurde ‚Das tiefe blaue Meer' von Ferenc Rattigan."*

Wie begeistert hätten die es erst aufgenommen, wenn es von Terrence Molnar gewesen wäre!

CLAUS PACK

Das Plakat: ein Anschlag



Das Plakat ist ein Anschlag nicht nur an die Plakatwand, sondern auf das individuelle Denk- und Aufnahmevermögen, die Urteilsfähigkeit des einzelnen, der Masse. Jeder Anschlag hat hinter sich die Macht einer Verschwörung, richtet sich gegen ein Bestehendes, dem er den Willen seiner Selbstbehauptung entgegenstellt. Der erste erfolgreiche Anschlag: die Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg.

Plakat als Mittel der Behauptung, Feststellung einer Tatsache, Anzeige eines Ereignisses. „Bei Chadon sind Kohlen eingetroffen . . .", „1. Philharmonisches Konzert am Sonntag, den . . .". Dinge, die der Nachprüfung durch die Interessierten unterliegen, objektive Tatsachen, die sich in Zeit und Raum vollziehen. Hier ist das Plakat Instrument einer Werbung, hinter der Geleistetes oder zu Leistendes steht. Die Wertung des angekündigten Ereignisses wird dabei dem Angesprochenen überlassen; er wird es — entschließt er sich, die Kohlen zu kaufen, das Konzert oder die Ausstellung zu besuchen — in seinen, in den ihm zugehörigen Wertbereich einzugliedern haben.

In dem Augenblick, in dem sich das Plakat nicht nur an die Interessierten, sondern auch an die Uninteressierten wendet oder zu wenden hat, tritt an die Stelle des objektiv verkündeten Ereignisses die unwiderrufliche Behauptung, die unüberprüfbare Feststellung, Programmatisches. Das quantitativ Statistische (am soundsovielten) wird durch das qualitativ Unmeßbare abgelöst (Bongers Biskuits sind die Besten). Der Anschlag wird dabei zu einem Appell an die Glaubensfähigkeit, an das Irrationale eines ebenso Irrationalen — der Masse.

Damit wird das Plakat zur Massenerscheinung, Instrument der Massenbeeinflussung, seine Voraussetzung die Maßstablosigkeit der Masse. Es wird Reklame, Propaganda. Die Welt der Reklame gebiert sich mit der Entleerung der Begriffe in einem Niemandsland der Begriffe. Ihre Bewegungen gleichen Feldzügen — „Reklamefeldzügen". Die Schlachten werden der Konkurrenz, in der Propaganda dem ideologischen Gegner geliefert. Der Einsatz des „Materials": Sprache und Bild, entscheidet. Die Entleerung der Begriffe gestattet ihre Austauschbarkeit, der Superlativ, der Trick und der Dreh sind die Waffen, das Schlachtfeld das Unterbewußtsein des Kollektivs. Dabei ist das Plakat der sichtbare Endausdruck einer vorhergehenden komplizierten Planung, wird zum Feldzeichen, Banner einer zu liefernden Schlacht.

Hinter ihm steht zwar die Macht einer Produktion, aber die Heerhaufen, die dem Artikel zum Siege verhelfen können, müssen erst durch das Feldzeichen „geworben" werden, seinem Appell erliegen, sich um ihn als Käufer scharen, um die Schlacht zu entscheiden. Das Plakat muß also zum Zeichen werden, zur Heraldik, magische Wirksamkeit haben. Auf ihren Vorteil bedachte Magie ist aber schwarze Magie, Verstrickung in die Täuschungen der Materie und des Scheins, Abstieg in die Dunkelheiten der Hölle. Ein Teil ihrer Wirkungen liegt im Anruf an das Unterirdische, Unterbewußte. Hitler hat ausführlich erklärt, warum er die rote Farbe für die ersten Plakate der Nazibewegung wählte. Es war ein bewußter Appell an das Triebhafte, Gewalttätige, „das Blut", dem Ströme von Blut folgten.

Der Plakat-„Künstler", der „Gestalter", kann nicht tief genug in die „Psyche der Masse" eindringen, um sie instinktsicher anzusprechen, ihren Instinkten — auch den niedersten — zu folgen. Denn das „gute" Plakat und das „wirksame" Plakat sind zweierlei. Das ästhetisch befriedigende wird oft nicht den entscheidenden Anreiz ausgehen lassen, wird sich in der gegebenen Stunde und in der gegebenen Umgebung der anderen Plakate, in der es seine Werbung durchzusetzen hat, nicht behaupten. Denn es muß immer anders sein als die anderen, muß den irrationalen Appell im Anschlag übertreffen. Es muß kühner, prägnanter und lauter vorgehen, in einem Konzert, in dem höchste Lautstärke Gebot ist. Dazu hilft ihm das Formelhafte, Präfabrizierte im Schlagwort, im Superlativ (das Beste, das Billigste, das Schönste) und die Reduktion auf das Zeichen, in dem es „signe publicitaire" wird. Hiebei hilft weiters die Reiteration, die Wiederholung, der Anschlag en bloc, der die Aufmerksamkeit des dahinhastenden Menschen — als ambulanter Typ im Aussterben begriffen — wenigstens in einem verschwindenden Blickwinkel fesseln soll. Individuum und Masse werden einem Staccato optischen MG.-Feuers ausgesetzt, um ihre psychische Verkrustung aufzubrechen und jene weichen, zu tiefst liegenden Schichten zu erreichen, die noch reizempfindlich sind. Die dauernde Wiederholung soll dabei jenen halluzinativen Zustand bewirken, in dem nach der Umschiffung des Verstandes auch eine Lüge sich zur psychischen Wahrheit wandelt. Das Ziel ist die Auslösung einer Psychose, die ja nach dem Überschreiten einer gewissen Reizschwelle eintritt. Der Traum des Werbefachmanns: etwas zu erzielen, was den Psychosen auf politischem Gebiet in der jüngsten Vergangenheit entspricht. Das wird offen zugegeben (6. Reklametagung des Bundes Schweizer Reklameberater, Zürich, 23. XI. 1951). Die dahinterstehende Einstellung verrät die äußerste Mißachtung des einzelnen, seiner Individualität und Persönlichkeit. Seine Meinung oder die der Wenigen wird nicht gezählt, man rechnet nur mit der Masse, die als etwas vorausberechenbar Lenkbares, zu „Bearbeitendes" gesehen wird. Auch hier wird ein Machtanspruch auf die Seelen erhoben.

Ins Groteske übersteigert, fällt die Psychose sich selbst zum Opfer, wie ein Reklamefeldzug, der ganz Paris in einen Taumel der Neugier und Kauflust stürzte und bei dem sich dann das wochenlang von den Plakatwänden werbende rätselhafte Signum CIAG in die Initialien eines unverkäuflichen und unbesuchbaren Kongresses der graphischen Gewerbe auflöste.

CLAUS PACK, Jahrgang 1921, studierte unter Herbert Böckl nach 1945 an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Er lebt als Maler und freier Schriftsteller in Feldkirch, Vorarlberg.

Die Infiltration des Unterbewußtseins hat als weitere Voraussetzung die schrankenlose Reproduktion eines Mittelmaßes. Das Originelle wird statt des Originalen entscheidend, der Maßstab verlagert sich aus der Vertikalen in die Horizontale und schafft das Klima der Prostitution.

Der Infiltration der Tiefenschichten des Menschen durch das Plakat sind dabei Grenzen gesetzt, Grenzen, die in der Beschränkung auf gestattete Wirkungsfelder liegen, mindestens im Bereich des freien Westens. In den totalitären Staaten werden auch diese Grenzen weit überschritten, auf eine möglichst totale Erfassung der Ansprechbarkeit hin. Aus der Begrenzung der optischen Infiltration in der freien Welt kommt der Versuch der akustischen, durch das Medium des Rundfunks, das den Menschen noch in dem ihm verbliebenen kargen Raum seiner Muße zu erreichen versucht, die Unaufmerksamkeit des modernen Menschentyps durchbrechen will. Hier nimmt der Anschlag seine gefährlichste Form an, weil er nicht davor zurückschreckt, auch das Kunstwerk in den Dienst der Reklame, der Propaganda, zu stellen. Die Einebnung der Begriffe und der Wertskalen ist hier total. Wenn Bachs „Matthäuspassion" für eine Seifenfirma als Werbevorspann dienen kann, ist wohl das Letzte an Debasierungsmöglichkeit erreicht; oder wenn ein politischer Apparat sich durch den Mißbrauch von Dichtern oder Musikern zu legitimisieren versucht. Dieses Problem entsteht beim Plakat kaum. Es ist von vorneherein durch Zweckrichtung und Gebundenheit kein Kunstwerk. Vorausgesetzt, daß man sich über den Begriff des Kunstwerkes einigen kann, daß man über Ästhetisches hinaus in ihm die unendliche Zwiesprache des schöpferischen Menschen mit dem Über-dem-Menschen-Seienden, dem Göttlichen, sieht, Kommentare zur tragischen Situation seiner Existenz. Damit ist verlangt, in der Kunst etwas Zweckfreies anzuerkennen, sie in jenen höheren Grenzbereich zu verweisen, wo sie in sich wie in einem Fokus Erleuchtendes sammelt, Darstellerin der Wahrheit im eigentlichen Sinne wird.





Auch die Plakate Toulouse-Lautrecs sind keine Kunstwerke mehr in dem Augenblick, in dem Schrift ihnen Zweckbestimmung gibt (und nebenbei Komposition zerstört); wohl aber das mit dem Plakatbild identische Litho, das Existenz, Kreatur zeigt: die Guilbert, die Lender.

Das meiste, das ein Plakat im künstlerischen Sinne leisten kann, scheint mir darin zu bestehen, aus Formelementen, die von der zeitgenössischen Kunst entlehnt sind, jenes Zeichen zu bilden, in dem ein Zweck sich kundtut. Das heißt eben die „signes publicitaire", die Heraldik der Privatindustrie, zu formen, zu formulieren, die sie als „Banner" braucht. Dazu werden in immer steigendem Maße die Elemente der modernen Kunst verwendet. Und das mit gutem Recht. Denn auch die moderne Kunst trägt als eines ihrer Elemente jenen Appell an das Unterbewußte in sich, beschwört, aber in geläuterter, wenn man will weißmagischer Form, archetypische Gestalt und Form, weckt psychologische Wirksamkeit der Farbe zum Anruf, um die Nachvollziehbarkeit eines Erlebnisses, einer Erkenntnis zu ermöglichen. Während sie sich aber der Formen bedient, ja sie schafft, um die dämonischen Wirksamkeiten zu bannen, und ihnen Zeichen setzt, die der neu erkannten Welt Gleichnis sein sollen, ja das Gleichnis dieser Welt lösen wollen, verwendet die Welt der Plakate ihrer Formen sinnentleert, bedient sich nur des Vokabulars, das ihr vom schöpferischen Künstler vorfabriziert wurde, spricht aber nicht in Gleichnissen, weil es sich in ihr nicht um eine Welt der Gleichnisse (Verkleidungen der Wahrheit), sondern des Fiktiven handelt. Und ihre Beschwörung soll nicht dazu dienen, die Dämonen zu bannen, sondern zu entfesseln.

In der immer stärker zutage tretenden Ambivalenz aller Erscheinungen zeitigt auch das sein Gutes. Mit der Verwendung der Formen der modernen Malerei, wenn auch aus einem Sinnzusammenhang und aus einer Welt der Stille, der Kunst, in die des

Lärms gerissen, wird das Unterbewußtsein der Masse mit ihnen infiltriert; so ebnet sich auf dem banalsten Weg — dem der Gewöhnung, nicht des Verstehens — wenigstens die Bahn für ein künftiges Zusammenleben mit der modernen Kunst.

Dabei grenzt sich auch das eigentlichste Gebiet der sogenannten Ungegenständlichen Kunst ab, deren Formen in immer stärkerem Maß in die Gebrauchsgraphik Eingang finden, ja deren Kompositionen unverändert in ihrer knappen und emotionellen Zeichenformulierung von der Plakatwelt übernommen werden können.

Und tritt das Plakat im dauernden Verschleiß der Formen und Ideen — durch seine ephemere Lebensdauer — als ein bezeichnendes Zeichen einer modernen Massenwelt auf, die in einer fortschreitenden Debasierung aller Werte steht, deren Wertskala bereits gestürzt erscheint, so ist trotz aller Versuche, die psychotische Anfälligkeit des Menschen auszunutzen, im freien Westen noch immer ein (wenn auch schmaler) Raum der Entscheidung gegeben: der, zwischen verschiedenen Dingen in Freiheit wählen zu können. Noch immer hat der einzelne die Möglichkeit (ob auch die Fähigkeit?), sich gegen den Massenansturm der Behauptungen zu behaupten, noch immer hat er etwas zu vollziehen. Nicht so im totalitären Osten. Propaganda und Reklame sind ähnlich, bis zu einem gewissen Maß identisch. Ihre Voraussetzung ist die gleiche: die moderne Massenwelt. Während hier aber noch ein freies Spiel der Kräfte gegeneinander wirkt, in deren Rahmen sich der einzelne entscheiden kann, wird er im Osten unter dem dauernden massiven Angriff einer gebündelten Kraft gehalten, die sich ihr eigenes Wertsystem aufgestellt hat, ihr eigenes Wertsystem ist. Hier ist keine Entscheidung mehr möglich. Kein staatlicher Betrieb konkurriert dem anderen, Wahl und Entscheidung werden von vorneherein dem Einzelnen verweigert, die Macht ist total, auch die Ansprache ist es, sie erkennt nur eine andere Welt an, die des Feindes, und das ist das andere in jeder Gestalt. Das Plakat, das im Westen indirektes Element der Leistungssteigerung wird, ist im Osten Forderung einer solchen. Im Westen wird etwas geboten, zumindest angeboten, im Osten verlangt oder versprochen. Es gibt keine beschränkten Wirkungsfelder mehr. Wo alles Eigentum des Staates ist, kann der Staat mit allem Propaganda treiben. In den freien Staaten entkommt man ihr noch verhältnismäßig leicht. In den totalitären begleitet sie das tägliche Leben unaufhörlich mit ihren Schlagworten, Parolen und sinnentleerten Phrasen.

Was sich im Osten bereits vollzogen hat, ist im Westen ein Gefahrensignal. Als bezeichnendes Zeichen der Massenwelt und der Vermassung umschränkt auch das Plakat das immer kleiner werdende Territorium des Einzelnen und seiner Freiheit. Wir müssen seinen Versuchen, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, mit erhöhter Wachsamkeit begegnen, wenn wir nicht der totalen Macht der Manager erliegen wollen.

Die Reproduktionen der Plakate entstammen dem 1951 im Verlag *Paul Theobald*, Chikago, erschienenen Buch „Language of Vision“ von *Gyorgy Kepes*.

SCHALLPLATTEN

Eine Reihe ausgezeichneter Langspielplatten der Wiener Philharmoniker (alle auf DECCA) bringen Werke von Beethoven und Brahms, den zweiten Akt Meistersinger und von Paul Schöffler gesungene Opernarien.

BEETHOVEN: I. UND II. SYMPHONIE (LXT 2824), Dirigent *Carl Schuricht*. — Gewöhnlich hört man die beiden Symphonien in C-dur und D-dur noch nicht als „echten“ Beethoven, wohl auch deshalb, weil sie meist im Haydn-Mozart-Stil interpretiert werden. Carl Schuricht, dem besonders der vollkräftige und warm-sinnliche Streicherklang des Orchesters zugute kommt, läßt uns klar erkennen, wie ganz und gar auch diese beiden Werke schon Beethoven sind.

BEETHOVEN: VIII. SYMPHONIE (LXT 2724), BRAHMS: III. SYMPHONIE (LXT 2843), Dirigent *Dr. Karl Böhm*. — Trotz durchaus sauberer und präziser Wiedergabe der Beethoven-Symphonie gewinnt man den Eindruck, daß dem künftigen Leiter der Staatsoper (in seiner Eigenschaft als Dirigent) Brahms doch besser liegt. Bemerkenswert der Vollklang, mit dem die Holzbläser und tiefen Streicher zur Geltung kommen.

BEETHOVEN: IX. SYMPHONIE (LXT 2725/26), Dirigent *Erich Kleiber*. — Im Gegensatz etwa zu Furtwänglers mehr romantischer Auffassung erfolgt hier eine straffe und kraftvolle Wiedergabe des gewaltigen Menschheitsliedes. Die Wiener Philharmoniker konnten sich keine großartigere Unterstützung wünschen als das Solistenquartett Hilde Güden, Sieglinde Wagner, Anton Dermota, Ludwig Weber, und dazu den Chor des Singvereins der „Gesellschaft der Musikfreunde“.

BEETHOVEN: KLAVIERKONZERT IN C-MOLL (LXT 2553), Dirigent *Karl Böhm*, KLAVIERKONZERT IN G-DUR (LXT 2629), Dirigent *Clemens Krauss*, KLAVIERKONZERT IN ES-DUR (LXT 2839), Dirigent *Clemens Krauss*. — Alle drei mit *Wilhelm Backhaus* am Klavier und alle drei schlechthin vollkommen.

WAGNER: II. AKT MEISTERSINGER (LXT 2560/61), Dirigent *Hans Knappertsbusch*, mit den *Wiener Philharmonikern*, dem *Wiener Staatsopernchor* und mit *Solisten der Wiener Staatsoper*. — Das musikalisch und dramatische Herzstück der Oper, von Knappertsbusch trotz manchmal allzu weit gedehnten Bogen in den lyrischen und komödienhaft-musikalischen Linien sorgsam herausgearbeitet. Ein Glanzpunkt in jeder Hinsicht *Paul Schöffler* (Hans Sachs), nahezu ebenbürtig *Günther Treptow* (Stolzing), *Hilde Güden* (Eva), *Karl Dönch* (Beckmesser), *Otto Edelmann* (Pogner). Die Besetzung des David mit *Anton Dermota* berührt trotz der großen lyrischen Qualitäten seines Tenors ein wenig merkwürdig.

VIER OPERNARIEN (LXT 2554), gesungen von *Paul Schöffler*, Bariton. Dirigent *Moralt*, mit den *Wiener Philharmonikern*. — „Traumerzählung“ und „Credo des Jago“ aus „Othello“, Registerarie des Leporello aus „Don Giovanni“, „Non piu andrai“ aus „Figaro“. Die beiden Stücke aus Othello gelingen Schöffler noch um eine Kleinigkeit besser als die beiden anderen, da der Jago zu seinen unumstrittenen Glanzleistungen zählt.

Wenn man eine solche Serie von Platten vor sich hat, auf denen Wien immer wieder und im besten Sinn des Wortes hörbar wird, muß man doppelt bedauern, daß dieser ganze Reichtum nicht auch dem Land, dem er entspringt, durch eine eigene Plattenproduktion nutzbar gemacht werden kann.

Auditor

FORVM DES LESERS

„ÖSTERREICHISCHE“ LITERATUR

(Zu dem Artikel von O. M. Fontana im Januarheft)

... Der österreichische Anteil an der deutschen Literatur war auch *vor* Bahr für den Österreicher ein historisches und lebendiges Ganzes. Schon 1899 erschien der erste Band der „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte“ von Nagl und Zeidler. Richard Plattensteiner, der noch lebt und wirkt, hat in zahlreichen Vorträgen am Beginn des Jahrhunderts keinen kleinen Teil der Jugend zum Erlebnis und zur Lektüre von Grillparzer, Raimund, Lenau, Stifter, Stelzhamer, Gilm, Rosegger und Anzengruber geführt. Über Meißner, Hartmann und Beck u. a. sprach im Volksheim, das damals noch ein Souterrainlokal war, ein Sohn Becks. Lediglich die Jungwiener — es waren sogar Wiener darunter — mögen gelacht haben, wenn jemand von „unserem“ Stelzhamer und „unserem“ Stifter sprach; auch die Prager Literaten mögen darüber gelacht haben ... Eine sprachbezeichnende Vorsilbe hatte die (deutsch-) österreichische Literatur seit dem November 1918, der Proklamation Deutsch-Österreichs, nicht mehr nötig, weil es ja eine nennenswerte anderssprachige Literatur in unserem Lande nun nicht mehr gab.

FRANZ JOSEF SAILER (Wien)

VOM ZWEIFELSOHNE ...

Zu Ihrer Glosse über dieses Wörtchen gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß es selbst von einem so strengen Sprachmeister wie Stefan George nicht verschmäht wird. Er verwendet es sogar in einer seiner mit Recht gerühmten Übertragungen aus dem Französischen („Le Faune“ von Paul Verlaine):

Der alte faun aus grauem thone
Sieht aus dem gras mit lüsternheit.
Er prophezeit uns zweifelsohne
Ein schlimmes end auf heitre zeit.

Man wird dem Worte in diesem Zusammenhang eine gewisse kokette Eleganz nicht absprechen können, die es übrigens auch bei Hildesheimer bisweilen hat ...

DR. HERMANN SCHREIBER (Wien)

*

P. S.

Das raffinier-
te Tier

von Christian Morgenstern (nämlich das Wiesel, das auf einem Kiesel inmitten Bachgeriesel saß) dürfte in Stefan Georges koketter Eleganz seine Entsprechung gefunden haben:

Der elegan-
te Mann
tat's um des Reimes willen.

*

Auch andere Leser haben sich des Zweifelsohnes angenommen und weisen unter Berufung auf so unantastbare Gewährsmänner wie Walther von der Vogelweide, Luther, Gryphius u. a. darauf hin, daß „ohne“ früher einmal — sehr viel früher einmal — mit dem Genitiv konstruiert wurde. Ein besonders gelahrter Herr, der leider anonym blieb (und dessen Brief sich aus diesem Grund, nicht etwa seiner Aggressivität wegen, der Veröffentlichung entzieht), weiß Wendungen wie „des Zweiffels ohn“ sogar mit Zitaten zu belegen, die größtenteils aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen. Wer so profunde Kenntnisse besitzt, dem wollen wir den Gebrauch dieser Wortbildung natürlich nicht verwehren, vorausgesetzt, daß er sich auch sonst einer entsprechend mittelalterlichen Redeweise befleißigt oder zumindest in Reimen spricht. Was jedoch die übrigen betrifft, die im normalen Sprachgebrauch „zweifelsohne“ sagen, so beharren wir darauf, daß sie das aus der gleichen schnoddrigen Sprachgefühllosigkeit tun, die auch für „nichtsdestotrotz“ verantwortlich ist. Es dürfte sich damit ganz ähnlich verhalten wie mit dem berühmten „dorten“, von dem Karl Kraus widerspruchsohne festgestellt hat, daß es in einer richtigen und in einer falschen Form existiert und daß denen, die es heute gebrauchen, nur die falsche Form geläufig ist.

... UND VOM GEZ.

Liebes FORVM, daß Du mir lieb bist, geht ja schon aus der Anrede hervor, und es ist kein Wunder, daß ich Deine zweite Nummer an einem Abend von A bis Z durchgelesen habe ... Sehr gut hat mir die dem „Zweifelsohne“ gewidmete Glosse gefallen. Aber nicht nur der Gedankenlosigkeit in der Sprache, sondern auch in der Schreibweise sollte begegnet werden.

So findet sich am Schluß des auf Seite 5 wiedergegebenen Briefes des Herrn NR. Dr. Toncic der Hinweis „*(gez.)*“. Dieser Hinweis ist, ähnlich wie „*m. p.*“ oder „*e. h.*“, früher berechtigt gewesen, nunmehr aber überflüssig und sinnlos. Vor der Erfindung der Schreibmaschine wurden alle Dokumente, Briefe, amtliche Schriftstücke und dergleichen mit der Hand geschrieben; soweit sie nicht vom Verfasser selbst angefertigt wurden, bediente man sich eines Schreibers aus der Gilde der Kalligraphen. Wurde das Schriftstück dann vom Verfasser oder von dem für den Inhalt Verantwortlichen unterschrieben, so setzte dieser vor seinen Namenszug „m. p.“ oder „e. h.“, um kenntlich zu machen, daß es sich um eine mit eigener Hand (manu propria) gefertigte Unterschrift handelte. Unter eine Abschrift, die nicht mehr wie das Original gezeichnet wurde, schrieb der Kalligraph den Namen des Originalverfassers und setzte „gez.“ voran.

DIPL.-ING. ERICH BARGER (Wien)

P. S.

Wohl wahr, und vielen Dank. Bei offiziellen Persönlichkeiten jedoch, die ihre Korrespondenz oft genug und notgedrungen von untergeordneter Hand erledigen lassen (wenn auch nicht mehr durch Kalligraphen), rechtfertigt sich immerhin die Klarstellung, daß ein zum Druck beförderter Brief nicht „i. A.“ oder „i. V.“ von einer Sekretariatskraft gezeichnet war, sondern mit persönlicher Unterschrift. Besonders ein so vielbeschäftigter Mann wie ein Nationalrat scheint uns auf solchen Vermerk Anspruch zu haben, Schreibmaschine oder nicht. Denn vielleicht hat er sich sogar die Mühe gemacht, den Brief e. h. m. S. zu schreiben (eigenhändig mit Schreibmaschine).

HINWEISE

Den Lesern des FORVM stehen auf Wunsch die folgenden Broschüren und Sonderdrucke des „KONGRESS FÜR KULTURELLE FREIHEIT“ kostenlos zur Verfügung:

DIE FRIEDENSMASKERADE. 28 Seiten. — Ein dokumentarischer Überblick über die kommunistisch gesteuerten „Friedens“-Aktionen.

VERANTWORTUNG. Von *Romano Guardini.* 41 Seiten. — Eine Rede des berühmten katholischen Philosophen über das christlich-jüdische Problem, gesprochen vor der Tübinger Studentenschaft.

DAS JAHR 1917. Von *Franz Borkenau.* 48 Seiten. — Über Wirklichkeit und Legende der russischen Revolution. Der 1900 in Wien geborene Autor des Standardwerks „Die kommunistische Internationale“ und der „Drei Abhandlungen zur deutschen Geschichte“ gilt als hervorragender Kenner des Bolschewismus.

DIE GROSSE VERSUCHUNG. Von *Czeslaw Milosz.* 24 Seiten. — Der polnische Dichter-Philosoph, einer der bedeutendsten Köpfe der osteuropäischen Emigration, untersucht hier die Tragödie der Intellektuellen in den Volksdemokratien.

WIDER DEN ANTISEMITISMUS. 31 Seiten. — Fünf Reden, gehalten von führenden Persönlichkeiten Deutschlands, darunter *Bundespräsident Dr. Theodor Heuss* und die Schriftsteller *Stefan Andres* und *Rudolf Hagelstange.* 3. Auflage.

KONGRESS-DOKUMENTE. 12 Seiten. — Enthaltend u. a. das Manifest der Berliner Gründungstagung vom 30. Juni 1950 und einen Überblick über die internationale Tätigkeit des „Kongreß für die Freiheit der Kultur“.

*

Infolge eines Schreibfehlers wurde HERBERT LÜTHY, der Autor des in Heft 2 erschienenen Artikels über Frankreich, zum Übersetzer und Betreuer einer im Manesse-Verlag (Zürich) neu erschienenen Ausgabe von Montesquieu. Es handelt sich um MONTAIGNE.

*

Infolge eines Gedächtnisfehlers unseres IB-Mitarbeiters wurde in den „Glossen zur Zeit“ Goethes Übersetzung von „Divide et impera“ mit „Teil' und gebiete“ angegeben. Sie lautet richtig „Entzwei' und gebiete“.

*

Auf einige Anfragen: die in unserem historischen „Wiener Theater-Kalender“ angegebenen Stücke sind, wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, in den Jahren 1854, 1904 und 1929 jeweils „zum ersten Male“ aufgeführt worden. Daraus erklärt es sich, daß manche der damals bestehenden Theater nicht immer vorkommen; sie hatten im betreffenden Monat keine Premiere.

ANTWORTEN DER REDAKTION

Viatscheslaw Molotow, Außenminister, Kreml (falls bereits unbestellbar, retour). Vielen Dank für Ihre freundliche Bereitschaft, uns zum Schutz gegen die Anschlußgefahr Ihre Truppen im Land zu lassen. Hoffentlich legen Sie es uns nicht als Unbescheidenheit aus, wenn wir Ihnen gestehen, daß uns das noch nicht ganz glücklich macht. Warum wollen Sie uns nur gegen die westdeutschen Eroberungsgelüste schützen? Warum nicht auch gegen die Maul- und Klauenseuche? Gegen das Defizit der Bundesbahnen? Gegen allgemeinen Brandschaden? Und wenn wir schon dabei sind: was ist eigentlich mit den fliegenden Untertassen? Lieber Herr Außenminister, es gibt eine solche Unzahl von Gefahren, die uns drohen, daß wir nur mit größter Besorgnis dem Tag entgegensehen, an dem Sie die Anschlußgefahr vielleicht für beseitigt halten und Ihre Truppen vielleicht abziehen könnten. Was tun wir dann? Wir sind ein armes, kleines, schutzbedürftiges Land, und wir bitten Sie recht herzlich, schon jetzt über eine Gefahr nachzudenken, die Ihren Truppen das weitere Verbleiben bei uns ermöglichen würde. Sie muß aber mindestens so drohend sein wie die Anschlußgefahr! Sonst glaubt man's Ihnen nicht.